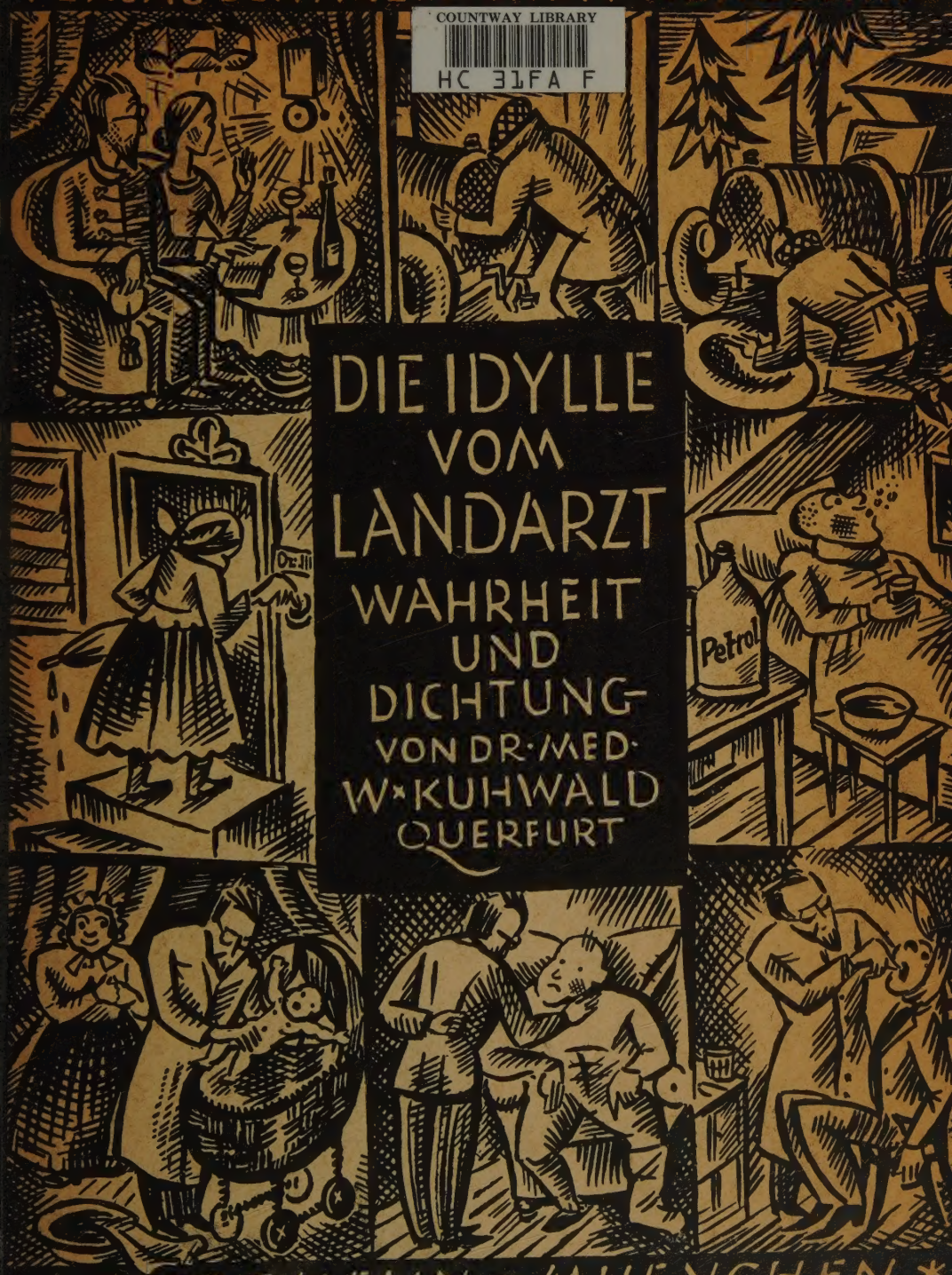
VERLAG DER ÄRZTLICHEN RUNDSCHAU

COUNTWAY LIBRARY
HC 31FA F



DIE IDYLLE VOM LANDARZT

WAHRHEIT UND DICHTUNG

VON DR. MED.
W. KUHWALD
QUERFURT

* OTTO GMELIN - MUENCHEN *

5

BOSTON MEDICAL
★ NOV 18 1964 ★
LIBRARY

E.5943

Alle Rechte, auch das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.

Druck von Franz X. Seitz, München.

Die Idylle vom Landarzt

oder

Der Geist der Medizin ist leicht zu fassen

Wahrheit und Dichtung

von

Dr. med. Walter Kuhwald

Querfurt

München 1928

Verlag der Ärztlichen Rundschau Otto Gmelin

In den Armen liegen sich beide
Und weinen vor Schmerzen und Freude.

Eng umfangen hielten sich die beiden Menschen, die in der Vollkraft ihres Lebens standen, frohsinnige Naturen, und vor Rührung und Wiedersehensfreude keines Wortes mächtig, klopften sie sich mit den Händen auf den Rücken. Erst als sie in ihrem seelischen Taumel, beide vom gleichen Bedürfnis beseelt, einander einen schallenden Kuß versetzten, fuhren sie erschreckt lachend auseinander und fielen tief aufatmend und seufzend in die nächsten Klubsessel. Noch Tränen in den Augen blickten sie sich treuherzig und erinnerungsfroh lange an, bis sie die ersten Worte fanden. Das war aber auch ein Wiedersehen, wie es nicht alle Tage vorkommt. Viele Jahre hatten sie sich nicht gesprochen, und der Briefwechsel war, wie das so bei Menschen, die sich einmal gut gewesen und noch gut sind, oft zu sein pflegt, sehr spärlich. Gemeinsam hatten sie die Schulbank gedrückt, gemeinsam in überschäumender Jugendlust so manchen dummen Streich vollführt, waren sechzehnjährig, als böse Uebeltäter, „anscheinend den besseren Ständen angehörend", in ihrem Heimatblättchen gesucht worden, waren gemeinsam nach dem Abiturientenexamen sorglos und heiter, kühn und stolz, sich als Herren der Welt dünkend, ins Studentenleben gestürmt. Mein Schlips ist dein Schlips, deine Zigaretten gehören auch mir, ein Paar Hand-

schuhe können auch von zweien protzend getragen werden, wenn der eine den linken und der andere den rechten anzieht. Mein Schnaps ist dein Schnaps. Mit einem Mädchen kann man auch zu zweien ausgehen, wenn nur einer von beiden Geld hat, wenn du eine Mark hast, so hat jeder fünfzig Pfennig. Kurz: geteilte Freude ist doppelte Freude, geteilter Schmerz ist halber Schmerz. Das war auch bei ihnen das Kriterium echter Freundschaft. Dann kam die herrliche, nur einmal im Leben blühende Studentenzeit, in der es nur Wein, Weib, Gesang, Quarten, Terzen und kein Geld gibt, und in der alle Tage Sonntag ist. Aber „panta rhei" sagt irgendein griechischer Philosoph, „alles nimmt einmal ein Ende", leider auch die schönsten Tage, und diese meistens viel zu früh. Aus dem stud. iur. wurde ein cand iur., und aus dem stud. med. ein cand. med. Der Ernst des Lebens begann. Die Verschiedenheit der Berufsinteressen führte auseinander.

Es kam der große Krieg, den beide unbeschadet an Leib und Seele überstanden, wiewohl beide die meiste Zeit zu den Frontschweinen gehörten. Und dann waren nochmal wieder Jahre ins Land gegangen, Jahre schwerster wirtschaftlicher Not, angefüllt mit Schicksalsschlägen aller Art, Enttäuschungen, Entbehrungen, Resignationen und Entmutigungen, aber beide waren ihren Weg unbeirrt vorwärtsgegangen. Dr. Dreher war nun Rechtsanwalt in Berlin, zwar den Frauen nicht abhold, dennoch aber unbeweibt, der andere, Dr. Spulwurm, praktischer Arzt und Krankenhausarzt in Dingsda, einem kleinen Provinzstädtchen von fünf- bis sechstausend Einwohnern, in dem kulturelle Fortschritte wie Gas, elektrische Bahn, Asphalt, Wasserleitung und Kanalisation noch unbekannt waren.

Und in diesem kleinen Städtchen suchte unerwartet der Großstadtrechtsanwalt seinen alten Freund und Korpsbruder, den medicus rusticus communis, auf. Ist da ein Wiedersehen mit Tränen und Rückenklopfen nicht zu verstehen?

In den Armen lagen sich beide
Und weinten vor Schmerz und vor Freude.

Und nun ging's an ein Erzählen zwischen Emil, dem Rechtsanwalt, und Paul, dem Arzt, im Freundesmund der „Kleine" genannt. Uralte Erinnerungen, unbedeutendste Ereignisse wurden mit einer Wichtigkeit hervorgekramt, als ob sie im Werdegang der beiden von ausschlaggebender Bedeutung gewesen wären. Ernsteste Vorgänge vergangener Zeiten wurden in komischer Entstellung, tollstem Humor oder Selbstironie gegenseitig berichtet, burschikose Studentenausdrücke feierten Wiederauferstehung, in erinnerungssprudelnder Laune wurde die Jetztzeit vergessen und eine Flasche nach der anderen geköpft; denn bei Erinnerungen an alte, sorgenlosere Zeiten darf der Sorgenbrecher, der die Welt so leicht und so schnell in rosenrotem Licht erscheinen läßt, nicht fehlen, besonders wenn man in dem Stadium angelangt ist, wo jeder dritte Satz mit den Worten beginnt: Weißt du noch, wie . . .

Doch keine Rose ohne Dorn. In jede noch so erhebende, von Lyrik, Witz und Heroismus umkränzte Vergangenheit drängt sich die erschütternde, farblos graue Gegenwart.

„Kleiner, sieh mal, du entbehrst hier auf deinem Kaff ja viel von dem, was wir in der Großstadt in vollen Zügen und mit Selbstverständlichkeit genießen. Und doch möchte ich mit dir tauschen. Die Großstadt macht den Menschen satt am Leben mit ihren ewigen Theatern, Konzerten, Bällen, Gesellschaften, mit ihrem Glanz, mit ihren kulturellen Verfeinerungen. Sie macht den Menschen mürbe und überhastet mit ihrem Telephon- und ihrem elektrischen Bahngeklingel, mit Autotuten und Türenzuschlagen. Keiner scheint Zeit zu haben, alles geht im Galopp, an jedem Montag beginnt ein neues Sechstagerennen. Mir als Rechtsanwalt läuft stets die Zeit zu schnell. Aktenwälzen, Tele-

phongespräche, Wahrnehmung von gerichtlichen Terminen, Besprechungen folgen sich in nie endenwollender Reihenfolge aufeinander. Man hat immer das unerträgliche Gefühl, daß jemand mit der Peitsche hinter einem stünde, der jedesmal kurz vorm Zusammenbrechen zuschlägt, so etwa, wie die Pharaonen die Juden beim Bau ihrer Pyramiden angetrieben haben mögen. Es scheint dabei subjektiv alles so nutzlos, man hat nicht das Gefühl, im eigenen Interesse zu arbeiten, sondern immer nur für andere, und wenn ich die tausendfache Lichtreklame am Potsdamer Platz ewig wechselnd und Sinn und Augen verwirrend von links nach rechts buchstabenweise ablaufen sehe, so meine ich immer jeden Augenblick lesen zu müssen in feurigen, zitternden, gehirnschmerzenden Lettern, was Conrad Ferdinand Meyer in Huttens letzten Tagen sagt:

O Menschheit, qualenvoller Sisyphus,
Der seinen Felsen ewig wälzen muß."

„Hm."

„Herrgott, wie hast du es schön dagegen!"

„Hm."

„Da sitzt du da mit übereinandergeschlagenen Beinen, rauchst dicke Wolfzigarren, setzest mir hier einen Guntersblumer Wohnweg vor, daß ich mir alle Finger lecken möchte, wenn das nicht in Gegenwart deiner Frau so unanständig wäre, hältst morgens mit deinen Patienten 'ne gemütliche Sprechstunde, machst ein paar Besuche und jedesmal ein kleines Schwätzchen dabei, von Zeit zu Zeit bringst du mal ein kleines Kind zur Welt und fährst jeden Tag im dicken Pelz im Auto spazieren, gehst abends zum Dämmerschoppen, spottest über die Bierbankpolitiker, obgleich du einer von der gröbsten Sorte bist, betrachtest die Welt nur durch die Lupe deines Dingsdaer Anzeigers, der vom hohen, angeblich objektiven Piedestal mit seiner Meinung in politischer

und kunstkritischer Hinsicht selbstverständlich das einzig Richtige trifft, interessierst dich für die Gewichtszunahme der Schweine in der Nachbarschaft, vergleichst dreimal am Tage den Barometerstand mit dem Himmel, und liest mit dem größten Interesse in deiner Zeitung, daß der Onkel von dem Cousin deines Dienstmädchens sich am Bahnübergang bei Bergedorf den großen Zeh gestoßen hat, so daß der Schwerverletzte von der Sanitätskolonne, die sofort zur Stelle war, nachdem die Hebamme Lehmann ihm einen Notverband angelegt hatte, ins nächste Krankenhaus befördert wurde, wo man feststellte, daß kein edler Teil verletzt sei und der Verletzte sich außer Lebensgefahr befinde."

„Hm."

„Ja, und dann wächst das Geld aus Kassen- und Privatpraxis auf sechs verschiedenen Konten zu ungeahnten Haufen an. Das einzige Kopfzerbrechen, das du nach meiner Meinung haben kannst, ist vielleicht, wie du die Kapitalanhäufung am geschicktesten verbirgst."

„Hm."

„Herrgott, wenn ich nochmal auf die Welt käme, würde ich auch Arzt werden."

„Hm."

„Ja, hm, das stimmt. Da kannst du nichts drauf erwidern, da stehst du machtlos vis-à-vis."

„Hm."

„Ja, gegen schlagende Beweise ist selbst der gerissenste Rechtsanwalt machtlos, da kann er höchstens noch den schüchternen Versuch machen, mildernde Umstände für seinen Klienten herauszutüfteln."

„Ja, Emil, jetzt weiß ich wirklich nicht, ob ich lachen oder toben soll. Mir scheint, wenn ich dich von der Verbohrtheit, Borniertheit, Weltfremdheit deiner Ansichten überzeugen wollte, so müßte ich mit der Kopulation von weiblicher und männlicher

Samenzelle anfangen. Ich befürchte nur, gegen Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens."

„Donnerwetter, Verbohrtheit und Borniertheit scheint mir denn doch etwas kräftig ausgedrückt zu sein, denn . . ."

„Im Gegenteil, viel zu gelinde. Du hast von der Tätigkeit eines praktischen Arztes ungefähr soviel Ahnung wie ein Marsbewohner von der Kuhkäsefabrikation, wie ein Kanalisationsarbeiter von der Ausräumung einer Fehlgeburt."

„Na, weißt du, bei aller Freundschaft möchte ich doch aber sehr bitten!!! Du bist ja scheinbar der Typus eines Kleinstadtphilisters geworden, der gar nicht merkt, wieweit er eigentlich hinter dem Monde ist. Ich habe es bisher schonend vermieden, dich daran zu erinnern, welch niederschmetternde Umwandlung in dir vorgegangen ist seit jener Zeit, wo du noch ein Korpsstudent comme il faut, ein Schwerenöter, ein Philisterverächter warst. Die Waschlappigkeit, aus Saulus ein Paulus zu werden, hätte ich dir bei deinen berühmten Doppelquarten nie zugetraut."

Donnernd flog die Hand des beleidigten Doktors auf die Tischplatte. „Emil, das verbitte ich mir."

„Und ich verbitte mir deine Anpflaumereien ebenfalls ganz energisch", brüllte ihn der Rechtsanwalt mit zornrotem Gesicht an, indem er aufsprang und den Stuhl brüsk zur Seite stieß. „Ich bin doch wahrhaftig nicht hierhergekommen, um mich, der ich als Jurist und Großstädter hastend und gepeitscht mein Geld kümmerlich mühsam verdiene und mitten im modernen, pulsierenden Kulturleben stehe, von dir frozzeln zu lassen, der du hier mit Beschaulichkeit und Lebensgenuß wie in der Biedermeierzeit reich wirst."

Peinliche Stille. Die Frau des Arztes griff lächelnd ein:

„Setzen Sie sich nur ruhig wieder hin, Herr Rechtsanwalt, und nehmen Sie meinem Mann seine etwas happige Ausdrucksweise nicht übel. Er ist als Mediziner nun mal so. Und ich

kann Ihnen im Vertrauen verraten, daß er in seinen Worten noch sehr zart war. Ich habe mich als Arztfrau nun schon allmählich an das medizinische, rauhe, aber herzliche Tönchen gewöhnt, und es wäre doch schade, wenn diese Wiedersehensfreude durch ein paar kleine Meinungsverschiedenheiten schon nach ein paar Stunden so getrübt würde. Sie beabsichtigen ja, etwa vierzehn Tage bei uns zu bleiben, und dabei werden Sie ja dann Gelegenheit haben" — hierbei lächelte sie freundlich überlegen — „sich davon zu überzeugen, daß meines Mannes Leben sich doch nicht ganz so gestaltet, wie Sie das vorhin schilderten."

„Emil," sagte jetzt Paul, „paß mal auf, sag mal Prost und setze dich gemütlich auf deine vier Buchstaben, dann sagst du nochmal Prost, meine Frau besorgt inzwischen was zu essen, und ich entwickle dir jetzt einen Vorschlag. Also du bleibst doch vierzehn Tage hier?"

„Ja."

„Und da einerseits dich Worte ja nicht überzeugen werden und andererseits du mich nicht vertreten kannst, so kannst du ja mal acht Tage mein Assistent sein."

„Gut, einverstanden; ich habe mich ja schon immer für die Medizinerei interessiert. Du weißt doch, wie ich dich damals mal im zweiten Semester in den Stinkladen (auf die Anatomie) begleitet habe, wo die vielen nackten Leichen so auf Glastischen herumlagen . . ."

„Ja, freilich, ich weiß noch, dir wurde damals recht elend zumute. Wir haben dich nur mit Mühe und Not zu zweien in die Kantine heruntergeschleift, wo es erst mit sechs ausgewachsenen Kognäkern gelang, deine Lebensgeister wieder aufzufrischen. Du weißt doch, nach dem Grundsatz:
»Ist dir nicht wohl, so trinke 'nen Alkohol,
Und trinkst du noch mehr Alkoholer, so wird dir immer wohler.«
Na, Prost, Emil!"

Emil vergaß ganz das Prostsagen, kratzte sich verlegen hinterm Ohr und sagte dann mit wegwerfender Handbewegung:

„Naja, naja, aber ich wollte ganz was anderes sagen; ich habe mich doch immer für die Medizin interessiert, du weißt doch, damals die bildhübsche Medizinerin, derentwegen unsere Freundschaft beinahe . . .“

„Pst, Emil, meine Frau kommt wieder.“

„Haben Sie sich denn nun über den Modus der medizinischen Zusammenarbeit geeinigt?“

„Ja, also Emil wird mich acht Tage lang auf Schritt und Tritt in der Praxis, Tag und Nacht, zu Fuß und per Auto begleiten. Damit ihm nichts vom ärztlichen Berufsleben verlorengeht, wird er in unserem Schlafzimmer schlafen, und du, Kleines, ziehst auf acht Tage ins Fremdenzimmer. Tip!“ Dr. Spulwurm hielt seinem Freunde die Hand hin.

„Top!“ schlug Emil ein, „Beginn sofort.“

Rrrrrrrrrrrrrrr!

„Emil, komm, das Telephon!“

Beide eilten an den Apparat.

„Hier Doktor Spulwurm.“

„Herr Doktor, Sie mechten mal sofort bei meine Frau kommen, die geht so im Blute.“

„Na, wer sind Sie denn?“

„Na, ich bin doch Hoffmann.“

„Welcher denn?“

„Na, Max Hoffmann doch.“

„Wo wohnen Sie denn?“

„Na, hier in Lederslob, Se wissen doch, Se waren doch schon vor sechs Jahren mal bei meine Frau.“

Nach vielem Hin und Her wurde dann endlich die Adresse festgestellt.

„Emil, hast du Hunger?“

„Offen gestanden ja. Ich habe nämlich seit heute mittag nichts mehr gegessen, und dein Wein, wenn er ja auch sehr gut ist, hat mich doch etwas plümerig gemacht."

„Ja, Emil, das hilft nun nichts, das Abendessen müssen wir etwas hinausschieben, denn die Blutung können wir nicht länger warten lassen. Es sind ja auch bloß fünf Kilometer bis Lederslob, wir können alles in allem in einer Stunde wieder zurück sein, wenn nichts dazwischenkommt. Also Pelz, Tasche, Mütze, Handschuh, und dann los."

Mit einem Magen, dessen schlaffes Herunterhängen sich im Gesicht ausprägte, kam Emil hinterher.

Das Auto hatte es gleich spitz, daß eleganter Besuch aus der Metropole mitfahren wollte. Es fiel ihm gar nicht ein, anzuspringen.

„Emil, kannst du ein Auto ankurbeln?"

„Natürlich, habe ich schon oft gesehen."

„Dann steck mal die Kurbel ordentlich rein, bis du merkst, daß du Widerstand hast, und dann drehste."

Wenn man dem eleganten Juristen bei seinen automobiltechnischen Versuchen zusah, konnte einem ja eigentlich schlecht werden. Aber da die Abmachung dem Sinne nach lautete, daß er eine Woche lang alles mitmachen sollte . . .

„Emil, du mußt ruck-zuck schneller drehen, so mit 'm Fislaweng."

Er war nach den ersten Drehungen blaurot vor Anstrengung angelaufen, war auf dem ölverschmierten Fußboden ein paarmal ausgeglitten und atmete mit keuchender Brust wie ein Asthmatiker. Plötzlich ließ er mit einem Weh- und Fluchlaut die Kurbel los. Sie war zurückgeschlagen und hatte ihm das Handgelenk etwas verstaucht. Schimpfend und mühsam den Schmerz verbeißend sprang er von einem Bein aufs andere und machte mit seinem ins Genick gerutschten Hut, dem hochroten Kopf, den

Schweißperlen auf der Stirn und dem auf die Schulter gerutschten Schlips einen etwas echauffierten Eindruck. Die steifen Kragenecken hatten ihm beim Bücken tiefe Löcher in den Hals gebohrt.

„Siehste, Emil, das gehört alles zum medicus rusticus."

Dem geübten Arzt gelang es mit einigen Umdrehungen, den Motor in Gang zu bringen. Und durch die Toreinfahrt, die die Frau inzwischen geöffnet hatte, fuhren beide bei feinem, rieselndem Regen in die Dunkelheit hinaus.

Emil verhielt sich schweigend, hatte sich erschöpft in die Lederpolster gelehnt und massierte sein schmerzendes Handgelenk. Der Wagen rüttelte und schnuckelte mit vierzig Kilometer über das holperige Straßenpflaster, den flüssigen Straßendreck hörte man zischend zur Seite spritzen. Bei einem tiefen Loch machte der Wagen einen hohen Hopser, und der Rechtsanwalt flog hilf- und haltlos mit dem Kopf gegen das Verdeck, daß ihm der steife Hut auf die Ohren gedrückt wurde.

„Du lernst hier gleich", sagte der Arzt mit todernstem Gesicht, „die zwiefache Bedeutung eines Autoverdecks kennen, die euch in der Großstadt auf euren asphaltierten Straßen ja nie recht klar wird: erstens schützt es gegen Regen, zweitens verhindert es das vertikale Herausfliegen der Insassen."

An Ort und Stelle angelangt, war der Krankheitsfall selbst, der nach seiner Art zum täglichen Pensum des praktischen Arztes gehört, bald erledigt. Beide bestiegen den Wagen wieder, der diesmal zu Emils Zufriedenheit prompt anfurrte. Es mochte wohl nicht diese eine Zufriedenheit allein sein, die sich in Emils Physiognomie widerspiegelte, denn sein Freund rief ihm beim Anfahren zu:

„Wenn nichts dazwischenkommt, so können wir in zehn Minuten etwas für unser leibliches Wohl tun."

„Alte Unke, warum sagst du nur immer »wenn nichts dazwischenkommt«?“

„Lieber Emil, das ist gar kein Unken, vielmehr bedeutet das eher eine höfliche Verbeugung vor dem Schicksal, denn »mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten«. Dieser Satz ist das A und das O des Arztes im Bekenntnis zu Leben, Raum und Zeit. Wenn ein Stand zum Sklaven des Berufes wird, so ist das der Aerzteſtand. Der vielbeschäftigte Doktor hat höllische Manschetten vor jedem noch so kleinen Zwischenfall des alltäglichen Lebens. Eine eigenmächtige Disposition über seine berufliche und außerberufliche Tätigkeit soll er eigentlich nie wagen laut auszusprechen. Er muß immer fürchten, die Vorsehung damit zu erzürnen und zu reizen, so daß sie ihm in seine Dispositionen einen Blitz hineinschickt. — Da siehst du: Lupus in fabula.“

Der Wagen rumpelte mit einem Male so eigenartig und zog schlecht, ein Hinterrad holperte hart über die Steine.

„Was ist denn los?“ fragte Emil.

„Reifenpanne. Wir müssen raus und ein anderes Rad aufmontieren.“

Als der Wagen jetzt mit stillem Motor stand, war Emils Magenknurren deutlich hörbar. Mit einem schweren Seufzer kroch er unter dem Verdeck in den Regen hinaus.

„Emil, du kannst helfen, dann geht's schneller. Ich werde das Hinterrad abschrauben, und du stellst inzwischen hier den Wagenheber — so — unter die Hinterradachse und schraubst ihn hoch.“

Emil nahm den Wagenheber und versuchte mit verzweifelter Miene durch tiefes Rumpfvorwärtsbeugen unter den Wagen zu gucken.

„So kriegst du natürlich den Wagenheber nicht drunter. Da mußt du dich lang mit dem Bauch auf die Erde legen.“

Emils Blicke wurden immer verzweifelter. Er guckte erst an seinem funkelnagelneuen Ueberzieher herunter, den er eigens zur Reise hatte anfertigen lassen, und dann auf die mit einem zähen, grau-gelblichen Schlamm überzogene Stelle der Straße, mit der er seine Knie und seinen Bauch in innige Berührung bringen sollte.

„Wenn dir die Straße nicht sauber und trocken genug sein sollte, so kannst du dir ja meinetwegen erst mal die Wagendecke hinlegen."

Das leuchtete ihm ein, und er tat es. Aber trotz alledem gelang es ihm nur unter furchtbarem Pusten und Stöhnen, seinen Körper in eine Lage zu bringen, die er seit dem Weltkrieg nicht mehr eingenommen hatte. Endlich war dann aber auch das frische Rad an seiner Stelle, und die Fahrt ging weiter.

„Wenn nichts dazwischenkommt," sagte Emil ganz resigniert und war dabei bemüht, den frischen Straßendreck von seinen funkelnagelneuen Wildlederhandschuhen, mit denen er unvorsichtigerweise sich eben nochmal seinen eleganten steifen schwarzen Hut auf den Kopf festgedrückt hatte, durch Scheuern, Kratzen und Aneinanderschlagen zu reinigen, „wenn nichts dazwischenkommt, dann werden wir ja wohl bald Abendbrot essen können."

Wenige Minuten später waren sie vorm Hause angelangt. Pauls Frau, die das Tuten von ihres Mannes Wagen schon gehört hatte, kam gerade heraus und bestellte:

„Paul, das Krankenhaus hat schon zweimal angerufen, ein Verunglückter ist eben eingeliefert."

Emil knickte erschüttert zusammen. Also Kehrt und nochmal zum Krankenhaus raus.

Und erst eine Stunde später, es war inzwischen halb elf geworden, saßen alle drei gemütlich beim Abendessen zusammen.

Emil sah etwas mitgenommen aus und hatte nichts da-

gegen einzuwenden, als der Hausherr gegen zwölf Uhr vorschlug, zu Bett zu gehen.

Als beide im Bett lagen, gab sich Emil einen sichtbaren Ruck, legte sein Gesicht in ernste Juristenfalten und sagte mit einer Stimme, aus der die Unwiderleglichkeit des vor Gericht sprechenden Rechtsanwaltes deutlich herausklang:

„Daß ein so vielbeschäftigter Arzt nicht immer Herr seiner Zeit ist, ist ja vollkommen klar."

„Emil, soll ich dir nicht vielleicht doch lieber zur Nacht 'nen kalten Umschlag um dein Handgelenk machen?"

Aber unbeirrt fuhr dieser fort:

„Die Tücke des Objekts ist uns, mein Lieber, in der Großstadt auch bekannt. Aber schließlich passieren einem ja Verspätungen durch Straßen- und Verkehrsunfälle nicht alle Tage. Du freust dich natürlich, weil du glaubst, mit diesem verrückten Tag meine Ansicht über das beschauliche Biedermeierleben in der Kleinstadt widerlegt zu haben. Aber Bangemachen gilt nicht. Glaub nur ja nicht, daß ich am ersten Abend schon zu Kreuze krieche. Mein einmal gegebenes Wort gilt. Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts in der Welt. Gute Nacht!"

„Halt, Emil, Augenblick, ich muß dich noch mit drei wichtigen Einrichtungen in unserem Schlafzimmer bekanntmachen. Da in der Ecke ist die Nachtglocke, dort über der Tür hängt der Telephonwecker, und da in der anderen Ecke der Schlafrock, den ich immer gleich übers Nachthemd zu ziehen pflege, wenn ich nachts rausgeklingelt werde."

Die Augen des Angeredeten wanderten mißtrauisch über die drei bezeichneten Gegenstände, dann aber glätteten sich seine Züge wieder und er fiel wohlig in die Kissen zurück, wobei er nochmals mit der Miene eines Unentwegten seine tiefe Baßstimme ertönen ließ: „Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts in der Welt."

„Wenn du so wenig furchtsam bist, dann wirst du auch gerne die Aufgabe übernehmen, während deiner Assistentenzeit nachts aufzustehen und nachzusehen, wer da ist.“

„Wird gemacht. Wir ... Deutschen ... fürchten ... sonst ... nichts ... Gott ... Nachtglocke ... wie kommt bloß der Schmutz an die Nachtglocke ... ach so ... der stammt ja von meinen Handschuhen. Der rechte Zeigefinger trug das todblasse Gesicht des Verletzten im Krankenhaus, über das eine riesenhaft breite, klaffende, stark blutende Wunde zog, in die der schwarze steife Hut hineingefallen war. Unter unendlichen körperlichen Anstrengungen gelingt es, den steifen Hut mit dem Wagenheber zu heben, so hoch, daß er sich an der Decke des Operationssaales eine Beule stieß. Um das Hutband zog sich in Flammenschrift: O Menschheit, qualenvoller Sisyphus ... Jehovah, dir künd ich auf ewig Hohn ... die Flammenschrift leckte hohnlachend nach Emils Bauch, der großstädtisch, hochaufgereckt, jeder Zoll ein Lord von Edenhall, den in der verstauchten Hand herausfordernd hoch emporgestreckten Römer, bis zum Rande gefüllt mit Guntersblumer Wohnweg, mit einem lauten und unendlich verächtlichen Ha! zu Boden schmetterte, daß die Scherben klirrten.

Der Arzt machte Licht und sah seinen Freund kerzengerade im Bett aufgerichtet sitzen mit übersinnlich verzerrten, entsetzten Gesichtszügen.

„Na, denn steh mal auf, du Großmogul, zieh dir den Schlafrock an und sieh mal nach, wer da den Daumen auf der Nachtglocke hat, ohne sie wieder loszulassen.“

Die Nachtglocke schrillte in einem fort.

„Ja zum Donnerwetter, warum hört denn der Kerl nicht auf zu bimmeln?“

„Mein Lieber, daran mußt du dich als Arzt gewöhnen, denn die Leute haben hier meist die Vorstellung, daß der Arzt

die ganze Nacht hindurch mit gezücktem Schlüssel hinter der Haustür steht, um sofort aufzuschließen, wenn jemand kommt."

„Das ist aber unerhört!", und mit wütend verstörter Miene schlich Emil, der Lord von Edenhall, in Schlafrock und Pantoffeln zur Haustür.

„Mensch, warum lassen Sie denn die Hausglocke nicht los?"

„Na, ich meente, Se han's nich jehiert."

„Was ist denn los?"

„Na, meene Olle liegt se doch bale acht Tage im Bett, und hat immer so 'n Herzgespann. Icke habe ihr schon die Herzgrube mit reener Butter gestrichen, aber se liegt, wo se liegt."

„Wenn sie schon acht Tage krank ist, brauchen Sie den Doktor aber doch nicht mitten in der Nacht herauszuklingeln."

„Nu, entschuljen Se, ick jeh Se nämlich jetzt zur Arbeet, und da wollt 'ch Spulwurmen bloß bestellen, daß er mittags mal bei meine Frau gommt."

Mit völlig erschütterter Stimme berichtete Emil die Bestellung und kroch wieder ins Bett. Der zweistündige Rest der Nacht verlief ungestört.

So ward aus Abend und Morgen der erste Tag.

*

„Wie alt sind Sie?“

„Icke?“

„Ja, Sie. Es ist doch hier sonst keiner weiter im Sprechzimmer drin.“

„Na, siebzig geboren.“

„Ja, wie alt sind Sie denn da?“

„Na, ich werde achtundfünfzig.“

„Ja, aber lieber Mann, ich habe doch nicht gefragt, wie alt Sie werden, sondern wie alt Sie sind.“

„Nu, siebenundfünfzig bin 'ch gewesen.“

Der Rechtsanwalt schüttelte den Kopf und gab das Fragen auf. Er saß im weißen Arztmantel mit der Miene eines Untersuchungsrichters am Schreibtisch des Sprechzimmers und besorgte die ärztlichen Eintragungen in die Journale, während sein Freund das rein Aerztliche der Sprechstundentätigkeit erledigte. Diese Art der Assistenz machte ihm Vergnügen. Es ist doch gar zu interessant, hinter die Kulissen des ärztlichen Berufes zu sehen. Patienten, große und kleine, männliche und weibliche, den verschiedensten Ständen angehörend, kamen und gingen und trugen ihre Leiden vor. Er bewunderte seinen Freund, der mit unglaublich routinierter Schnelligkeit durch wenige Fragen sich über den Kern der Sache zu orientieren wußte, und sich dabei je nach Alter und Geschlecht, Beruf und Bildungsstufe in Ausdrucksweise und Benehmen, in Freundlichkeit oder Grobheit, in

Langschweifigkeit oder Kürze, durch gütiges Zureden oder grobes Anfahren, durch Ernst oder Spaß innerhalb weniger Sekunden fast wie ein geschickter Schauspieler umstellte. Das war nicht immer ganz leicht.

„Worüber klagen Sie denn?“ fragte er einen.

„Herr Doktor, ich habe Hunger, aber gar keenen Abedit.“

„Und worüber denn noch?“

„Und denn kann ich immer nischt essen.“

„Haben Sie denn Schmerzen?“

„Ja, heern Se mal, Herr Doktor, ich will Sie das mal richt'ch sagen, damit Se das richt'ch verabsolvieren kennen. Da war am Suntag die Kusine von meine Frau bei mich, der ihr Mann is jetzt verunglückt, und da liegt er nune mit Bauchmuskelverzerrung in der churischen Klinik. Ach Gott ja, die Frau hat se auch schon so sehre viel Unglück durchgemacht mit ihre sechs Kinner. Das eene is an die Grämpfe gestorben, und der Fritze, was nune der ältste is, hat sich doch im vorigen Jahr bein Fußballern den Arm gebrochen. Meine Frau hat gleich gesagt: die immer mit ihren Fußball. Un de Bauline is doch zum Dotenfest von Gohlengasten gefallen. Der Herr Müller, bei dem se in die Schule is, meent ja, der Rechennerv hätte gelitten.“

Der Arzt trat ungeduldig von einem Bein aufs andere, denn draußen stand das Wartezimmer voll von Menschen. Aber der Mann fuhr unbeirrt fort:

„Und was der Maxe is, der gommt zu Ostern aus de Schule, aber der pipelt auch man immer so rum . . . bei dem is doch der blaue Scharlach nach innen geschlagen.“

„Na, haben Sie denn irgendwo Schmerzen?“

„Ja, gestern hat's mir den ganzen Tag im Leib so gejummert, aber nur under Zeiten.“

„Wie ist denn Ihr Stuhlgang?“

Der Mann fing an zu lachen: „Herr Doktor, ich hab se doch die ganze Nacht so das Loofen gehabt.“

Also war endlich die Diagnose „akuter Darmkatarrh“ feststehend.

Während dieser Patient das Zimmer verließ und der nächste hereinkam, sagte Emil:

„Ein Glück, daß du den unterbrochen hast, ohne Fragen hätte der dir von seinem Durchfall nichts erzählt.“

„Der nächste, bitte.“

„Was fehlt Ihnen denn?“

„Mir is so dröhning im Kopp,“ antwortet der auffällig blaß aussehende junge Mann mit fieberglänzenden Augen, „Kopfschmerzen hab ich hauptsächlich und so 'ne Mattigkeet vor allen Dingen, und denn kann ich gar nicht fußen. Meine Mutter sagt, der Schnupfen ist bei mir nach innen geschlagen, und denn hab 'ch immer so galte und so heeße Fieber.“

Der Fall erwies sich als fieberhafte Mandelentzündung.

„Der nächste, bitte.“

Ein alter Mann, dem man an seiner hochgradigen Atemnot, seinem bläulichen Gesicht und seinen stark geschwollenen Füßen sofort das Herzleiden ansah, kam herein.

„Na, was fehlt Ihnen denn?“

„Ach, Herr Doktor, es fehlt mir bloß so an der Luft, sonst bin ich ganz gesund.“

Der nächste Fall fiel in Emils Fach. Eine Frau verlangte ein Attest, daß sie nicht schwanger sei, weil sie nach Scheidung von ihrem Manne vor Ablauf der gesetzlichen Frist schon wieder einen anderen heiraten wollte, und zwar — alte Liebe rostet nicht — den Mann, von dem sie bereits in ihre eben geschiedene Ehe ein uneheliches Kind gebracht hatte.

„Bitte, der nächste.“

„Ach, gucken Sie mir doch mal in en Hals, ich hab heut nacht so die Krächze gehabt, da habe ich mich gleich mit meine Tochter gegurgelt, und da is es mich auch schon gleich 'n bißschen besser geworden."

Und so folgte Patient auf Patient, zirka vierzig bis fünfzig in drei Stunden. Emil sah zum Schluß doch etwas ermüdet aus. Das rasche Fragen und Antworten, Telephongeklingel, ununterbrochene Türen-auf-und-zu-machen, Husten und Stöhnen, Klagen und Kinderplärren war ihm doch etwas auf die Nerven gegangen.

Zwei reizende Briefe aber, die von Kindern abgegeben waren, hatten ihm seine gute Laune erhalten. Der erste lautete:

„Herr Doktotor sie möchten doch so gut sein und Dropfen verschreiben."

Und der andere:

„Da ich am linken Fuß unten des Knegels röhtlich und angelaufen ist und ich nicht auftreten kann wohnhaft Mutzplatz 24."

Während sie hastig im Stehen ein belegtes Brötchen verzehrten, wurde zum dritten Male von auswärts angefragt, ob der Doktor noch nicht komme. Den letzten Bissen noch im Munde, fuhren sie schon zum Tore hinaus zum Krankenhaus hin. Nach eineinhalb Stunden waren auch hier Visite, Verbände, kleine operative Eingriffe, Durchleuchtungen, Besprechungen mit den Schwestern und Patientenangehörigen beendet. Es kamen die Stadtbesuche. Mandelentzündungen, Bronchialkatarrhe, Darmkatarrhe, akuter Gelenkrheumatismus, Gesichtsrose, Influenzen, Drückeberger, Tür raus, Tür rein, treppauf, treppab, Arbeiter, Beamte, Kaufleute, kalte und überheizte Zimmer, Auto raus, Auto rein, Kindergeplärr und Wehklagen, Stätten des Elends und des Wohlstandes.

Emil war restlos erledigt, als er sich um halb zwei Uhr zu Tisch setzte.

Während der Suppe klingelte das Telephon, und beim Fleischgang kam ein Verletzter mit einer blutenden Handwunde.

Kurz nach zwei Uhr saßen sie schon wieder im Auto, um ihre Rundfahrt über die Dörfer anzutreten. Emil fragte ganz bescheiden: „Sag mal, Kleiner, wieviel Besuche machst du denn so am Tage?“

„Ach, heute sind es bloß achtundzwanzig. Wenn nichts dazwischenkommt, können wir um halb acht Uhr zu Hause sein.“

So verging in ähnlicher Weise mit Besuchemachen der ganze Nachmittag.

„Trinkst du nachmittags eigentlich gar keinen Kaffee.“

„In Zeiten, in denen viel Besuche zu machen sind, nie; denn weißt du, offen gestanden, traue ich mich jetzt gar nicht nach Hause, weil da sicher schon wieder irgendwelche Bestellungen eingelaufen sind, die das ganze Programm über den Haufen werfen werden. Manchmal wird's auch mir, der ich doch diesen Betrieb gewöhnt bin, zuviel. Ich habe dann geradezu das Bedürfnis, während der Sprechstunde, wenn ich so etwa dreißig Menschen abgefertigt habe und durch einen flüchtigen Blick mich überzeuge, daß im Wartezimmer noch Kopf an Kopf steht und sitzt, durch eine Hintertür zu verschwinden, um mich irgendwo zu verkriechen, wo mich kein Mensch findet. Indes die Suppe, die man sich einbrockt, muß man bekanntlich auch auslöffeln. Auf unseren Fall angewandt: Wenn du dir nun mal die Medizin zum Beruf gewählt hast, so mußt du dich auch mit ihren Schattenseiten abfinden. Und die sind sehr groß. Abgesehen davon, daß Festtage wie Wochentage und Wochentage wie Festtage verlaufen und du nie mit Sicherheit voraussagen kannst, ob und wann du mit deiner Tagesarbeit fertig wirst, bist du der unmittelbaren Kritik des Publikums so ausgeliefert wie selten

in einem Beruf. Als gewissenhafter Arzt wirst du dir immer bewußt sein, daß du eigentlich zu jeder Minute mit dem körperlichen und seelischen Leben deiner Patienten spielst, und daß dir hierbei fortwährend mit Vertrauen oder Mißtrauen auf die Finger geguckt wird. Daß das Arbeiten unter mißtrauischem Beschielen nicht gerade Freude und Mut macht, ist ja ohne Erörterung klar, aber auch das vertrauensvolle Sichhingeben vom Patienten oder dessen Angehörigen kann oft unendlich deprimierend und zermürbend wirken, nämlich dann, wenn du als ehrlicher Mediziner dir eingestehen mußt, daß der angeblich so sehr weit vorgeschrittenen Medizin in so unendlich vielen Fällen unübersteigbare Grenzen gesetzt sind, denn unser Wissen ist Stückwerk, das müssen wir doch immer wieder in der Medizin bekennen, und wenn du dann weiter, um das Vertrauen nicht zu zerstören, nicht einmal zu den Angehörigen über deine medizinischen Gewissensnöte sprechen darfst. Wie manches Mal vermag ich abends nicht einzuschlafen, weil ich diesen oder jenen schweren Krankheitsfall immer und immer wieder von neuem zwangsweise medizinisch durchdenken muß und doch zu keinem brauchbaren Resultat komme, weil nun mal gegen den Tod kein Kraut gewachsen ist.

Und dann ist auch Undank der Welt Lohn. Es liegt dem Arzt im allgemeinen nicht, diesen oder jenen Erfolg marktschreierisch in die Welt zu posaunen. Er überläßt eben dem Publikum die Kritik selbst. Der schönste Dank ist für ihn der, den Patienten objektiv gerettet zu wissen. Das Dankbarkeitsgefühl des Publikums ist im höchsten Maße schwankend und meist schon beim Eintreffen der Rechnung wie weggeblasen. Und die Pünktlichkeit der Bezahlung steht in keinem Verhältnis zur Pünktlichkeit der verlangten Leistung. Trifft der Arzt nicht gleich nach der Bestellung ein, so entlädt sich ein Ungewitter über sein Haupt, sei es in seiner Abwesenheit, sei es in seiner Gegenwart. Wenn er

aber wagt, eine Mahnrechnung zu schicken, dann ist die Kritik mit den Begriffen Grobheit und Unverschämtheit schnell bei der Hand. Gott sei Dank, daß es noch Patienten gibt, die ewig dankbar bleiben, die da wissen, daß auch ein Arzt trinken und essen und schlafen muß, daß er außer ihnen auch noch andere Patienten hat, und die ihre Rechnung pünktlich bezahlen, weil jeder Arbeiter seines Lohnes wert ist. Diese sind es, und wenn sie auch nur in wenigen Prachtexemplaren vorhanden sind, aus denen der Arzt — selbst bei idealster Einstellung — immer wieder von neuem Lust und Liebe zu seinem Beruf schöpft."

Nach diesem fast sentimentalen Erguß waren sie zu Hause angelangt. Einige eilige Stadtbesuche, die inzwischen bestellt waren, wurden nach dem Abendessen noch gemacht. Dann fanden sich alle drei, nachdem noch unaufschiebbare schriftliche Arbeiten, wie Briefe, Berichte, Gutachten, ferner Urin- und mikroskopische Untersuchungen erledigt waren, zum familiären Schwätzchen zusammen. Die beiden Briefe aus der Vormittagssprechstunde gaben dem Arzt Gelegenheit, noch mehrere solcher Proben zum besten zu geben.

„Wenn ich Leibschmerzen habe denn geht es nicht von hinten sonder von vorn es muß doch an dem Maßdarm liegen. Habe ich keine Schmerzen dann ist mein Stuhlgang normal. Ich bin 16 Jahre und mein Unwohlsein bleibt jetzt aus.

Helene Brzezuka."

„Herrn Toktor ich hätte eine Bitte an ihn ob sie mir nicht möchten was verschreiben ich habe so den weisen Wluß da habe ich angst das es nicht schlimmer wird. Anna X."

„Bin im umstenden im 6. Monatet habe vurschbaren ween.

X. Y."

„Hier mit möchte Herrn Arzt bitten, nach Sprechstunde bei mir vorzusprechen, betreffs einer Körperverletzung, welcher Sch.

meiner Frau halb 10 Uhr heute morgen durch einen Stubenbesen verursacht hat Ich bitte um Bescheid."

„Ihr gestriger Besuch zu mir war infolge verschlossener Tür ohne Erfolg. Dieses ist mein Verlust und trage ich denselben ohne Aergernis. Ich verstehe aber nun heute nicht, wenn Sie als Arzt auf die angeblichen Lügen eines, ich „dem betreffenden" sehr verhaßter persönlicher Feind bin, sich von solchen Intrügien leiten lassen. Die Feststellung eines Arztes über den Befund eines Kranken, müßte faktisch nach meinen Betrachtungen diesen heiliger sein als die Hintertreppenpolitik bzw. Klauseln des Krankenkassenstatutes. Ich ersuche Sie deshalb noch einmal mit der Bitte mich zu besuchen, andernfalls ich mich mit Hilfe der Oeffentlichkeit auf Kosten der Kasse an privatärztliche Hilfe wende. Wenn ferner auch immer mein Arbeitsverhältnis gelöst sein sollte, so dürfte doch ein von Ihnen selbst ausgestelltes Attest in so kurzer Zeit kaum illusorisch gemacht werden können. Oder gibt es bei Arbeitern tatsächlich Ausnahmen?

Hochachtungsvoll X. Y."

Kurz vor dem Zubettgehen schrillte jäh die Nachtglocke.

„Herr Doktor, Sie möchten doch mal gleich zu meiner Frau kommen, die Hebamme schickt mich, das Kind liegt quer."

„Emil, Querlage, da müssen wir fix sein."

Im Geschwindschritt ging es mit dem geburtshilflichen Instrumentarium zum Geburtshaus. Ein winzig kleines Stübchen mit schiefer Decke, schiefen Wänden, Steinfußboden, kümmerlichem Mobiliar, in einer Ecke der hochrot glühende eiserne Ofen, in der anderen Ecke das Bett mit der Gebärenden. Auf einem kleinen Tisch eine Petroleumlampe. Kurze orientierende Untersuchung, die die Diagnose Querlage bestätigt. Desinfektion in dem von der Hebamme bereitgestellten Lysolwasser.

„Frau Schulze, wir wollen Narkose machen. Emil, du

kannst mit der Großmutter die Gebärende halten, der zukünftige Vater kann sich nachher mit der Lampe hinter mich stellen und leuchten."

Die Hebamme mit ihren zwei Zentnern Lebendgewicht überstieg das von der Wand abgerückte Bett mit einer Anstrengung wie ein Alpinist, der einen Kamin erklimmt, und setzte sich auf den Bettrand, nachdem die Gebärende zum Eingriff quer ins Bett gelagert war. Die alte Mutter und der Großstadtjurist nahmen mit mißtrauisch-ängstlichen Mienen die ihnen zugewiesenen Stellungen ein, und der etwas bleich aussehende Ehemann faßte, mit unsicheren Händen die Lampe in der Hand haltend, hinter dem Arzt Posto.

Alles ging zunächst gut. Mitten während des Eingriffs plötzlich ein unbestimmtes, rutschendes, schlurfendes Geräusch, ein dumpfer Fall, ein Krachen und Knacken, ein Splittern und Klirren, plötzliches Tiefersinken der Hebamme, jähes Aufschreien der Großmutter, angstvoll verzerrte und entsetzte Juristengesichtszüge ..... stockfinstere Nacht. Nach einigen Minuten wird die Tür aufgerissen, Nachbarn erscheinen mit verstörten Mienen und bringen Licht. Die Hebamme arbeitet sich mühsam, noch tapfer Aetherflasche und Narkosenmaske in der Hand, zwischen Bett und Wand hervor. Sie war mit dem Bett eingebrochen, das auf solche Massenbelastung nicht gearbeitet war. Großmutter und Jurist hatten, sich ihrer verantwortungsvollen Aufgabe wohl bewußt, die Gebärende nicht losgelassen; der tapfere Ehemann, der als Maurer solche Anblicke noch nicht erlebt hatte, lag ohnmächtig im Petroleum zwischen den Scherben seiner Lampe, die glücklicherweise sofort erloschen war. Der Eingriff war auch in der Dunkelheit geglückt, und fünfzehn Minuten später wurde ein ahnungsloses Kind geboren.

Emil verließ tief erschüttert mit seinem Freund die Stätte ärztlicher Tätigkeit.

Während eine Stunde später der Arzt längst in Morpheus' Armen ruhte, konnte er vor lauter Betrachtungen über die Vorzüge der Großstadt mit modernen Wohnungs- und Beleuchtungseinrichtungen und über die Reichhaltigkeit ärztlichen Kleinstadtlebens lange nicht einschlafen. Der Glücksumstand, daß nicht gerade ihm die Lampe auf den Kopf gefallen war, ließ ihn noch schnell ein Dankstoßgebet gen Himmel senden.

In seinem unruhigen Schlaf spielte diesmal die Petroleumlampe eine größere Rolle als der Pokal mit dem köstlichen Guntersblumer Wohnweg, der ihm nicht wohltuend die Kehle herabrann, sondern als stinkendes Petroleum ein Mene tekel upharsin auf seinen nackten, zuckenden Belsazarleib malte.

So ward aus Morgen und Abend der zweite Tag.

*

Sieben Uhr morgens. Beide Freunde liegen in tiefem Schlummer. Heute ist ja Sonntag. Sechs Tage sollst du arbeiten und am siebenten sollst du ruhen. Die friedlich schlafenden Freunde wirken wie eine wohlgelungene Skulptur auf dieses schöne Gotteswort.

Rrrrrrrrrrrrrrr!

Emil, offenbar schon eingestellt auf dieses gehirnerschütternde, nervenaufpeitschende, Wut, Zorn und Resignation hervorrufende Geweckwerden, stammelt:

„Was ist denn nun schon wieder los?"

Sein Freund beruhigte ihn mit den Worten:

„Wollen mal warten, unser Mädchen wird schon an das Telephon gehen, dann werden wir ja hören, was los ist."

Klopfen an der Schlafzimmertür:

„Herr Doktor, Frau Kolmeier möchte Sie mal sprechen."

Emil erhebt sich schwerfällig und schlürft in Schlafrock und Pantoffeln, weder den Anblick eines medizinischen Assistenten noch den eines Rechtsanwaltes bietend, zum Telephon, kommt aber nach kurzer Zeit wieder und wirft sich zornbebend ins Bett.

Nach mehreren Minuten Stillschweigen bricht es bei ihm los:

„Das ist ja eine ganz unglaubliche Gemeinheit, das ist ja unerhört, wissen denn die Leute nicht, daß heute Sonntag ist? Haben die denn gar kein Verständnis dafür, daß ein Arzt wenigstens am Sonntag früh seine Ruhe haben will? Sind denn die Leute ganz und gar von Gott verlassen? Da sinkt man nachts

um halb zwei Uhr hundemüde, nur mit Mühe und Not dem Verbrennungstod entronnen, ins Bett, und dann kommt am Sonntag früh um halb acht so 'ne Frau Kolmeier und fragt den Doktor, ob er nicht Eierbriketts braucht. Das ist Diebstahl an der Gesundheit des Mitmenschen, sozusagen schwere Körperverletzung, überhaupt . . . überhaupt . . . ist das . . ."

Die auch am Sonntag notwendige Sprechstunde brachte einige unaufschiebbare Fälle mit sich und . . . ein paar Polen, die die Gelegenheit des Kirchenbesuches und der wöchentlich einmaligen Anwesenheit im Städtchen dazu benutzten, den Panjedoktorrr zu konsultieren wegen irgendwelcher Beschwerden, die sie schon seit drei oder vier Wochen hatten. Sie werden belehrt, daß auch für einen Arzt heute Sonntag ist. Und als sie darob ganz verständnislos erwiderten, sie hätten doch aber wochentags keine Zeit, und für diese Ansicht grob angefahren wurden, verließen sie tief geknickt und innerlich sicherlich schimpfend über den groben Doktor das Sprechzimmer.

Die Menschen sind eben nicht immer geneigt, mit eigenem Maßstab zu messen. Sie verlangen Arbeit von ihren Mitmenschen dann, wenn sie selbst jede Arbeitszumutung empört zurückweisen würden.

Die Zeit bis zum Mittagessen verlief schnell mit dem Besuch einiger Schwerkranker in der Stadt und im Krankenhaus, die bis Montag nicht ohne ärztliche Hilfe bleiben konnten.

Nach dem Mittagessen wurde ein erquickender Schlaf beschlossen, „wenn nichts dazwischenkommt". Es kam etwas dazwischen. Kinder verlangten den sofortigen Besuch des Doktors in der Nachbarschaft, wo ein kleiner Bruder von ihnen soeben auf der Straße hingestürzt und vielleicht schon tot sei. Dr. Spulwurm und sein Freund eilten davon, ohne ihre zum Mittagsschlaf bequem geöffnete Kleidung in Ordnung zu bringen. Vielleicht war das entfliehende Leben bei rechtzeitigem Eintreffen noch zu retten.

Der Doktor kannte die Wohnung und stürmte, gefolgt von dem hilfsbereiten Assistenten, über den Hausflur durch die Wohnstube in die Schlafkammer. Doch hier waren alle Betten unberührt.

„Wo ist denn der Kranke?“ wandte sich der Arzt in die Wohnstube zurück, in der sich eine Frau und mehrere Kinder befanden.

Ein zwölfjähriger Junge kam verlegen grinsend vom Sofa gesprungen:

„Der Maxe hat mich ebend geschuppst, und da bin 'ch über 'nen Huckel gefallen, aber nune geht's mir schon wieder besser.“

Als beide dann gemächlich ihrem gestörten Mittagsschlaf zutrollten, sprach Emil seine Verwunderung darüber aus, daß sein Freund nicht seinem Zorne Luft gemacht hätte.

„Das hätte ja doch nur Sinn, wenn dadurch ein erzieherischer Effekt erzielt würde, aber bei Kassenpatienten, das heißt solchen Patienten, die den Arzt nicht selbst zu bezahlen brauchen, ist in dieser Beziehung Hopfen und Malz verloren. Der Doktor kostet ja nichts, also wird er geholt, ohne Ueberlegung, ob es notwendig ist oder nicht. Mir ist es schon passiert, daß ich auf dem Lande nicht abbestellt wurde, obgleich der Patient schon gestorben oder schon längst wieder zur Arbeit gegangen war, wiewohl die Leute wußten, daß ich noch einmal zum Besuch kommen wollte. Umgekehrt kannst du in der Privatpraxis erleben, daß du mal zu einer Diphtherie oder einer Lungenentzündung gerufen wirst, die seit einer Woche besteht, oder zu einer Herzwassersucht, die schon einen Monat bettlägerig ist.“

Wenn der Schlaf erst einmal gestört ist, so stellt er sich oft trotz energischen Wollens und krampfhaften Augenzudrückens nicht mehr ein. Also verbrachten sie die Zeit bis zum Kaffee mit Plaudern über die Schatten- und Sonnenseiten des Lebens im allgemeinen und im besonderen. Aber die Aufmerksamkeit des

Rechtsanwaltes war geteilt, erste nervöse Anzeichen machten sich bemerkbar, die am Spätnachmittag deutlicher wurden. Er wartete auf den neuen Fall, der da eintreten könnte, wartete förmlich darauf, daß Türklingel oder Telephon ertönen sollten, und war sichtbar erlöst, als gegen sechs Uhr die Hausglocke ihm diesen Gefallen tat. Indes, er war enttäuscht. Es war nur Besuch für das Dienstmädchen. Dagegen behielt er kurz vorm Abendessen mit seinem nervösen Warten doch noch recht. Eine schluchzende Mutter erschien mit einem Kind, das sich eine Bohne in die Nase gebohrt hatte. Da die verängstigte Mutter so etwas nicht sehen konnte, fiel ihm, dem Assistenten, die schwere Aufgabe zu, das furchtbar schreiende und strampelnde Kind auf den Schoß zu nehmen und es festzuhalten. Der Schlips, der Westenausschnitt, die sauberen Manschetten und die elegant gebügelten Cuthosen boten gute Anhaltspunkte für die Hände und Füße des sich wehrenden Kindes, und als die Entfernung der Bohne geglückt war, waren auch die Schuhe des Kindes ziemlich sauber abgerieben und die kleinen, bonbonverschmierten Hände sichtbar gereinigt. Allerdings war nun der Assistent gezwungen, eine gründliche Säuberung seines Anzuges und einen Wäschewechsel vorzunehmen.

So wäre dann in den Stunden nach dem Abendessen die von dem Großstädter so sehr gepriesene, familiäre Beschaulichkeit der Kleinstadt eingetreten — — — wenn nicht etwas dazwischengekommen wäre. Um halb elf Uhr wurde der dringende Besuch des Arztes nach Bergedorf, nach einem entfernten Stadtbezirk, verlangt zu einem Mann, bei dem hinten was raushinge, was nicht wieder reinginge. Beide machten sich alsbald auf den Weg, da es sich nach Ansicht des Arztes um einen Mastdarmvorfall handeln könnte. Es herrschte stockfinstere Nacht, und ein feiner, rieselnder Regen wirkte unlustfördernd und deprimierend. So gelangten sie schweigsam, jeder seinen Gedanken nachhängend,

mit hochgeschlagenem Mantelkragen, in die von dem Besteller bezeichnete Straße, die eng und winklig, kaum von einem Wagen passierbar, zwischen kleinen und niedrigen Häuschen etwas bergab führte. Plötzlich erklang wie aus höheren Regionen ein derbes Fluchen und Schimpfen aus Emils Munde, und dann ein weicher Fall. Prusten, Spucken und Schimpfen nahm kein Ende. Er war in der Dunkelheit auf einen zirka eineinhalb Meter hohen Misthaufen gelaufen und mit seiner vorderen Körperfläche mit den an und für sich ja sehr nützlichen Tierexkrementen in allzu nahe, zwar weiche und weiterhin nicht schmerzhafte, aber stinkende Berührung gekommen. In der Dunkelheit ließ sich der Schaden nicht in vollem Umfange besehen. Erst im Patientenhause konnte man bei Licht erkennen, daß die hervorspringenden Stellen der menschlichen Körpervorderfläche, wie Fußspitzen, Knie, Bauch und Gesicht, am meisten betroffen waren. Durch strenge Vernehmung der freundlichen Frau, die sich um ihn mit Lappen, Bürste und einem Holzstückchen bemühte, stellte Rechtsanwalt Dr. Dreher aus Berlin fest, daß die hiesigen Bewohner ihren Mist von Zeit zu Zeit abends auf der Straße vor der Tür aufhäuften, damit er am anderen Morgen weggefahren würde.

Inzwischen hatte der Patient, der einen ganz munteren und schmerzfreien Eindruck machte, diejenige Körperstelle entblößt, die nach seiner Beschreibung der Sitz des Uebels war.

„Na, denn bücken Sie sich mal."

Da bot sich dem Beschauer ein selbst für einen Mediziner nicht alltäglicher Anblick. Aus derjenigen Oeffnung des Körpers, die der Mundöffnung diametral gegenüberliegt, hing friedlich und harmlos, leise hin und her schaukelnd, ein dreißig Zentimeter langes Bandwurmstück.

Ueber diesen medizinisch und kulturhistorisch in gleichem Maße interessanten Anblick, den man vielleicht nur einmal im Leben hat und den gewiß viele Menschen während ihres ganzen

Lebens leider entbehren müssen, war Emil einigermaßen versöhnt über sein eigenes Mißgeschick. Andererseits aber auch wieder unbefriedigt, als sich die Konsistenz des Parasiten als zu wenig haltbar erwies und er dicht am Körper abriß, anstatt, wie Emil schon im stillen gehofft hatte, mehrere Meter folgen zu lassen.

Immerhin war auch dies ein schlagender Beweis für die Vielseitigkeit medizinischer Erlebnisse.

Nach einer nunmehr im übrigen ungestört verlaufenen Nacht ward aus Abend und Morgen der dritte Tag.

*

Die Montagvormittagssprechstunde pflegte immer begreiflicherweise besonders viel Patienten zu bringen wegen des vorangegangenen Festtages. Da kamen wieder die Bronchialkatarrhe, Furunkulosen, Muskel- und Gelenkrheumatismen, Arteriosklerosen, Anämien, Fingerphlegmonen, Frauenleiden, Neurasthenien, Geschlechtskrankheiten in ungeordneter Reihenfolge. Fragen und Antworten, Auskultieren und Perkutieren, Injektionen und Verbände trieben Augen, Ohren, Mund und Hände des Arztes zu schneller, mechanischer Verrichtung an.

Gewisse Abwechslung brachten mal ein Grützbeutel auf dem Kopf oder eine Nähnadel im Finger oder ein Fremdkörper auf der Hornhaut, die in lokaler Betäubung entfernt werden mußten.

Etwas aufmunternd wirkte auch ein junger Mann mit einer Mittelohreiterung, der seine Klagen kurz in die Worte faßte: „Mir kommt immer so 'n Schmurks aus 'm Ohr raus", und ein anderer, schon betagter Herr mit einem Unterarmfurunkel, das in Lokalanästhesie geöffnet werden mußte.

„Nun beißen Sie die Zähne mal fest zusammen", sprach ihm der Arzt freundlich und ermunternd zu, als er das Messer über dem Schwären zückte.

„Ich habe ja keene", kam es traurig und wehmutsvoll aus des Alten Munde.

Eine Frau in mittleren Jahren wies einen blauroten, fast ums Dreifache verdickten Daumen vor, bei dessen Untersuchung

es sich zeigte, daß der Knochen bereits völlig zerfressen war. Ihre eigene, seit drei Wochen geübte Therapie mit Speck- und Urinumschlägen, Milchbädern, Auflegen von gekautem Brot, Fensterschweiß, Kuhmist, Zugpflaster, Arnikatinktur, und Einreiben mit Maiwuchs, Lebenselixier, Zwiebeln, Hiengfongessenz (nur echt mit dem Matrosen), Heilerde hatten nicht zur Genesung geführt. Sie wurde nachher ins Krankenhaus bestellt zur Exartikulation des Fingers in Narkose.

Mit fast equilibristischer Vielseitigkeit in Worten und Benehmen wurde weiter Rat erteilt bei Plattfüßen, Lungentuberkulosen, Unterleibsbrüchen, Herzerkrankungen, Verbrennungen, Gürtelrose, Verstauchungen, Magengeschwüren, Drückebergertum, Hund- und Katzenbissen. Den Schluß bildeten ein paar Atteste für Schule, Versorgungsamt und Invalidität. Als der Invalide nach seinen Beschwerden und Klagen gefragt wurde, antwortete er ganz treuherzig:

„Soweit bin 'ch ganz gesund, Schmerzen hab 'ch keene, ich will ja bloß Invalidenrente haben."

Mündlich und telephonisch waren wieder eine Reihe Besuche bestellt worden, darunter einer innerhalb einer Stunde schon zum zweiten Male. Nach dem im Stehen hastig verzehrten Frühstück, wobei die gerade angekommene Post durchgesehen wurde, wurde dieser zuerst erledigt. Er entpuppte sich als hochfiebernde Gesichtsrose. Die Mutter wurde beruhigt und darauf hingewiesen, daß kein Grund zur Besorgnis vorhanden sei, die unförmige Verschwellung des Gesichtes und die hohe Temperatur, die am Abend wahrscheinlich noch mehr steigen würde bis zum Phantasieren des Kindes, sei ein ganz normaler Verlauf, dauerte ihre Zeit und könne auch nicht abgekürzt werden.

Als beide nach den üblichen Vormittagsbesuchen und der Krankenhausvisite um halb zwei Uhr zum Essen erschienen, war die Gesichtsrosenmutter nach dem Bericht des Dienstmädchens in-

zwischen schon wieder zweimal dagewesen und sollte ganz unflätig geschimpft haben, daß der Doktor gar nicht zu Hause wäre. Außerdem bestellte die Arztfrau, daß das Krankenhaus angerufen hätte wegen einer soeben von auswärts eingelieferten Blinddarmentzündung.

Mit dem Chirurgen des Städtchens wurde die Operation auf zwei Uhr festgesetzt.

Also schnell Mittag gegessen, Zigarette angesteckt und wieder raus zum Krankenhaus. Emil fungierte während der Operation im weißen Mantel als nicht keimfreier Assistent. Zu diesem Behufe mußte er den Operateuren die sterilen Mäntel hinten zuknöpfen, den Schweiß von der Stirn wischen und dem Operierten die Brechschale vor den Mund halten. Dieses und dazu der ungewohnte Anblick eines geöffneten Bauches und blinkender, merkwürdig geformter Instrumente, die Wärme des Operationssaales und die von Jodoform und Aether geschwängerte Luft ließen ihn vorübergehend etwas bleich werden, so daß er zum Zwecke der Erholung mit flackernden Augen und tastenden Händen das Lokal verlassen mußte.

Gegen Ende der Operation wurde sein Freund durch mündliche und telephonische Bestellung gleichzeitig zu einer schweren Nachgeburtsblutung in der Stadt verlangt.

Also ging es im Geschwindschritt die Treppen des Krankenhauses herunter, rein ins Auto, raus aus dem Auto, die Treppen hoch in die Wochenstube hinein, wo die Angehörigen in Todesnot zwecklos hin und her rannten, die Hände rangen, die Hebamme inzwischen bis zum Eintreffen des Arztes durch geübten Griff die Gebärmutter und die Bauchschlagader komprimierte und die Wöchnerin grünlich-wachsbleich mit verdrehten Augen in ihrer dritten Ohnmacht lag. Waschen, Desinfizieren, fix, fix, Querlagerung der Patientin, schnell, schnell, hier ist's fünf Minuten vor Torschluß. Und alsbald war die Quelle der Blutung,

der festhaftende Mutterkuchen, entfernt. Die Blutung stand, zur Sicherheit noch eine Spritze, und der Arzt hat das unendlich beseligende Gefühl, das ihm Mut und Liebe und Stolz zu seinem Beruf von neuem einflößt, wieder ein Menschenleben gerettet zu haben.

Immerhin war das Nachmittagsprogramm der auswärtigen Besuche um drei Stunden verschoben worden. Es mußte durch Steigerung der Schnelligkeit wieder eingeholt werden. Und doch ist es falsch, wenn der Arzt bei seinem Besuch Hast und Ueberarbeitung zeigt, weil er in den Geruch der Oberflächlichkeit kommt und an Vertrauen einbüßt.

So kamen sie auch in ein reiches Rittergutsbesitzerhaus in Unterwiesen. Der livrierte Diener führte sie in den Salon und ließ sie warten.

Nach einigen Minuten erschien die Dame des Hauses.

„Gnädige Frau, darf ich Ihnen meinen Freund und Korpsbruder, Rechtsanwalt Doktor Dreher aus Berlin, vorstellen? Er hat in seinen Mußestunden eine Schwäche für die Medizin und begleitet mich gerade auf der Praxis."

Frau Rittergutsbesitzer begrüßte ihn freundlich:

„Als Berliner Rechtsanwalt werden Sie gewiß froh sein, sich von dem modernen Treiben und Hasten der Großstadt im ruhigen Kleinstadtleben etwas erholen zu können."

„Ja, gewiß, gnädige Frau", erwiderte Emil in etwas gequetschtem und gedehntem Tone mit einem süß-sauren Seitenblick auf seinen moquant lächelnden Freund.

„Landschaftlich bietet ja unsere Gegend an und für sich keine Schönheiten. Aber erstens hat Doktor Spulwurm ein sehr gemütliches Heim und Radio und guten Wein hat er auch, und die Lustigkeit feiert ja bei ihm und seiner Frau, soviel ich weiß, große Triumphe."

„O ja, das kann ich bestätigen", sagte Emil wiederum etwas gedehnt. Sein Blick ließ diesmal schon einen leichten Anflug von Wut erkennen.

„Und dann haben wir ja jetzt gerade Frühling, und der Frühling erfreut des Menschen Herz, selbst in Form bescheidenster Bäumchen. Da macht das Ueberlandfahren mit dem Auto bei Sonnenschein und Blütenduft ein abgearbeitetes Großstadtherz wieder froh. Schließlich beruht doch die Erholung darauf, nur mal eine Zeitlang sein Leben ganz, ganz anders zu leben wie in der Alltäglichkeit des ganzen Jahres. Ich wünsche Ihnen also gute Erholung und bin überzeugt, daß sich Ihr etwas angegriffenes Aussehen hier unter der Führung Ihres ärztlichen Freundes erheblich bessern wird."

Der also Beglückwünschte machte eine dankende Verbeugung und schwieg.

Dann begaben sie sich eine Treppe höher in das Patientenzimmer und nach Beendigung der Untersuchung wieder in den Salon zurück.

„Sie meinen also, Herr Doktor, daß es sich nicht um Scharlach handelt?"

„Nein, gnädige Frau, denn das Exanthem zeigt nicht das typische Konfluieren wie bei Scharlach, und der Rötung im Halse fehlt das typische hochrote Aussehen der Scharlachangina. Außerdem fehlt die Temperatur. Es kann sich also meines Erachtens nur um eine leichte Angina handeln, die hier zufällig, wie das ja gelegentlich, wenn auch selten vorkommt, mit einem Exanthem einhergeht."

„Die genaue Diagnose ist natürlich sehr wichtig, weil ich ja das Kind im Falle von Scharlach von meinen anderen Kindern isolieren müßte."

Als sie im Auto davonfuhren, sagte Emil:

„Menschenskind, wenn du dich mit deiner Diagnose nur nicht

in die Nesseln gesetzt hast. Das wäre für dich und deinen Ruf doch sehr peinlich, und die Mutter schien doch von der Medizinerei eine höllische Ahnung zu haben."

„Das hat sie auch, das siehst du allein schon an der hervorragenden Diagnose, die sie bei dir auf den ersten Blick gestellt hat. Im übrigen muß der Arzt aber immer mit unbedingter Sicherheit auftreten, sonst ist es mit dem Vertrauen vorbei, und meist verlangt das Publikum nach der ersten Untersuchung immer eine exakte Diagnose, und meist auch gleich eine ebenso genaue Prognose in bezug auf die Art des Verlaufes und Dauer der Krankheit. In der Klinik ist das anders. Da wird erst das Resultat aller möglichen chemischen, bakteriologischen und röntgenologischen diagnostischen Hilfsmethoden abgewartet. Da drängt kein Angehöriger zur Diagnose auf den ersten Blick, und man findet es ganz in der Ordnung."

„Hm", machte Emil und verfiel in tiefe Betrachtungen.

Auf mehreren Dörfern wurden noch einige Kranke besucht, und frohgemut, wenn auch sehr abgespannt, lenkten sie ihren Wagen nach Hause.

„Wenn nichts dazwischenkommt . . ."

Der Motor des Wagens fing an, unregelmäßig zu laufen, setzte aus, erholte sich wieder, und als die Chaussee gerade anfing, wieder etwas zu steigen, blieben Motor und Wagen mucksmäuschenstill stehen.

Beide sahen sich an. Der eine wie immer mit lächelnder Miene, der andere mit bitter enttäuschtem Gesicht.

„Deibel nochmal, das ist doch wirklich, um . . . als ob der Motor es mal wieder wüßte, daß wir heute abend in den »Silbernen Adler« zur Urfaustaufführung wollen."

„Beruhige dich, Emil, der Schaden wird bald behoben sein, da ist nur die Düse verstopft."

„Woher weißt du denn das?"

„Das ist ganz einfach. Das Verständnis eines Autos für Goethische Dichtung ist außerordentlich minimal als Reaktion auf Goethes feindselige Einstellung auf die ersten damaligen Errungenschaften der Automobiltechnik. Als gebildetem Menschen sollte dir das nicht unbekannt sein:

Was diese Wissenschaft betrifft,
Es ist so schwer, den falschen Weg zu meiden,
Es liegt in ihr soviel verborgnes Gift.
Wo man sie anfaßt, morsch an allen Gliedern,
Man weiß, man sieht's, man kann es greifen,
Und dennoch tanzt man, wenn die Luder pfeifen.
Der Teufel naht, die Hölle tut sich auf . . .

— — — — — —

Ihn treibt die Gärung in die Ferne,
Er ist sich seiner Tollheit halb bewußt . . .

— — — — — —

Weh mir, ich bin verloren,
Baumwolle her, der Kerl sprengt mir die Ohren . . ."

Emil geriet in Wut: „Nun laß doch endlich mal die Anpflaumerei sein und putz lieber deine verstopfte Nüse aus."

„Düse, Düse, Emil, nicht Nüse."

„Ob Düse oder Nüse,

Der Worte sind genug gewechselt,
Laß mich auch endlich Taten sehn.
Indes ihr Komplimente drechselt,
Kann etwas Nützliches geschehn."

Immerhin sah Emil sich genötigt, zuzugeben, daß ein automobilfahrender Arzt auch etwas von Automobiltechnik verstehen muß.

Zu Hause angelangt, wurde zunächst mit Ruhe die Bestellung der inzwischen wieder zweimal dagewesenen Gesichtsrosenmutter entgegengenommen.

Dann mußte vorm Abendessen noch ein Zigeuner mit einer „Augenverzündung" verarztet werden, dessen Begleitung, eine unglaublich dreckige, aufdringlich geschwätzige und krummbeinige Zigeunerin, dem bestürzten, unverheirateten und unverlobten Emil einen guten Brief, eine schwere Krankheit, neun Kinder und ein langes Leben aus den Handlinien weissagte.

Ferner wartete noch eine Frau mit zerzausten Haaren, blutüberströmtem Gesicht und zerrissener Bluse. Sie verlangte ein Doktoratteſt, weil sie von ihrem Manne, dem Stromer, dem Freßdummen, mit einem Besenstiel vor einer halben Stunde bearbeitet worden sei.

„Wollen Sie denn Ihren Mann bei der Polizei anzeigen?"

„Ja, das kann ich mir doch nicht gefallen lassen."

„Aber da wird doch Ihr eigener Mann auf Ihre Anzeige hin bestraft."

„Nee, das will 'ch ja niche, ick will 'm ja bloß 'nen Schreck injagen."

Als ihr dann bedeutet wurde, daß sie das Atteſt sofort bezahlen müßte, ließ ihr Redeschwall sichtlich nach und sie versprach, morgen wiederzukommen.

Eine Stunde später saßen sie im „Silbernen Adler", die Blicke erwartungsvoll auf den geschlossenen Bühnenvorhang gerichtet. Das Gemurmel des Publikums, die Toiletten der Damen und die dunkeln Anzüge der Herren riefen jenes Gefühl neugierig-prickelnder Spannung hervor, das im Theater den Auftakt bildet zur erhebenden, alltagsvergessenden Illusion.

Emil rutschte etwas unruhig auf seinem Stuhl hin und her. Verstohlen und scheinbar unabsichtlich mit absichtlich gleichgültig erscheinendem Gesichtsausdruck kratzte er sich mal am Bein oder

zuckte mit der Schulter oder drückte kräftig den Rücken gegen die Stuhllehne. Kein Zweifel, er hatte heute nachmittag irgendwo einen Floh erwischt.

Das Spiel begann.

„Ist auf der Erde ewig dir nichts recht."

Emil benutzte die Dunkelheit, um etwas energischer zu scheuern.

„Nein, Herr, ich find es dort wie immer herzlich schlecht.
Die Menschen dauern mich in ihren Jammertagen,
Ich mag sogar die Armen selbst nicht plagen."

Emils Stuhl knackte vom energischen Andrücken der Schulter gegen die Lehne.

„Am meisten lieb ich mir die vollen, frischen Wangen,
Für einen Leichnam bin ich nicht zu Haus."

Emil erhob sich so leise wie möglich und schlich auf Fußspitzen davon, und bei den Worten:

„Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt"

verschwand er durch die Tür rechts neben dem Eingang, die durch eine aus zwei Worten bestehende Inschrift kenntlich gemacht war.

Der Tragödie erster Teil hatte gerade begonnen, als Emil mit verzweifelter Miene leise wieder zurückkehrte. Und als Faust in seinem Monolog just fortfuhr:

„Da steh ich nun, ich armer Tor,
Und bin so klug als wie zuvor."

machte sein Gesicht so ganz den Eindruck, als ob er sich persönlich getroffen fühlte. Ueberhaupt schien der ganze Monolog auf Emils Befinden zugeschnitten zu sein:

„Es möcht kein Hund so länger leben,
— — — — — —
O sähst du voller Mondenschein
Zum letztenmal auf meine Pein.
— — — — — —
Und fragst du noch, warum dein Herz
Sich bang in deinem Busen klemmt?
Warum ein ungeklärter Schmerz
Dir alle Lebensregung hemmt?
— — — — — —
Flieh, auf, hinaus ins weite Land!“

Da glätteten sich langsam Emils Gesichtszüge, der Floh schien vorläufig satt zu sein.

„Ha, welche Wonne fließt in diesem Blick
Auf einmal mir durch alle meine Sinnen,
Ich fühle junges, heißes Lebensglück
Neuglühend mir durch Herz und Ader rinnen.
— — — — — —
Bin ich ein Gott, mir wird so licht,
Ich schau in diesen reinen Zügen
— — — — — —
Auf, bade, Schüler, unverdrossen
Die ird'sche Brust im Morgenrot.
— — — — — —

Die Zauberkraft der Goetheschen Dichtung tat ihre Wirkung. Mächtig gepackt und losgelöst von allem irdischen Kleinkram der Alltagswelt saßen sie da und überließen sich ganz dem Rausch der packenden Dichterworte.

„O glücklich, wer noch hoffen kann,
Aus diesem Meer des Irrtums aufzutauchen.

Was man nicht weiß, das eben brauchte man,
Und was man weiß, kann man nicht brauchen.
Doch laß uns dieser Stunde schönes Gut
Durch solchen Trübsinn nicht verkümmern.
— — — — — —

O, daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
Ihr nach- und immer nachzustreben.
Ich säh im ew'gen Abendstrahl
Die stille Welt zu meinen Füßen,
Entzündet alle Höhen, beruhigt jedes Tal,
Den Silberbach in goldnen Strömen fließen.
— — — — — —
— — — — — —

Auch muß ich, wenn die Nacht sich wieder senkt,
Mich ängstlich auf das Lager strecken,
Auch da wird keine Rast geschenkt,
Mich werden wilde Träume schrecken."

Emils Augenbrauen zogen sich etwas hoch . . .

„Der Geist der Medizin ist leicht zu fassen,
Ihr durchstudiert die groß und kleine Welt,
Um es am Ende gehn zu lassen,
Wie's Gott gefällt.
Vergebens, daß ihr wissenschaftlich schweift"
— — — — — —

Ein Kellner war irgendwo mit knarrenden Stiefeln zu hören.

„Besonders lernt die Weiber führen,
Es ist ihr ewig Weh und Ach,
So tausendfach aus einem Punkte zu kurieren."

Das Knarren war jetzt ganz nahegekommen. Es neigte sich zum Ohr des Arztes herunter und flüsterte:

„Herr Doktor, da draußen steht ein Mann, Sie möchten zu 'ner Entbindung nach Unterwiesen kommen . . .“

„Grau, teurer Freund, ist alle Theorie
Und grün des Lebens goldner Baum.“

. . . „die Hebamme läßt sagen, es werden wohl Zwillinge sein.“ Der Arzt nickte, während Mephistos Stimme ertönte:

„Was ich vermag, soll gern geschehn.“

— — — — — —

Faust (Emil): „Wohin soll es nun gehn?“

Mephisto: „Wohin es dir gefällt,
Wir sehn die kleine, dann die große Welt.“

— — — — — —

Faust: „Wie kommen wir denn aus dem Haus?
Wo hast du Pferde, Knecht und Wagen?“

Die beiden Freunde erhoben sich, und während sie leise den Saal verließen, schallte hämisch Mephistos knarrende Stimme hinterher:

„Ein bißchen Feuerluft, die ich bereiten werde,
Hebt uns behend von dieser Erde.
Und sind wir leicht, so geht es schnell hinauf,
Ich gratuliere dir zum neuen Lebenslauf.“

Fast schien es, als ob der Rechtsanwalt mit geballten Fäusten auf die Bühne wollte, aber nur ein ohnmächtiges Stammeln kam ihm über die Lippen:

„Ich könnte aus Mephisto, Faust und Goethe ein pikantes Hühnerfrikassee machen.“

Zu Fuß nach Hause. Die geburtshilflichen Instrumente in den Wagen und hinaus in die dunkle Nacht gen Unterwiesen. Das Ziel war eine Windmühle jenseits des Dorfes. Schwer

arbeitete sich der Wagen durch den schlammigen, steinigen Feldweg, der etwas bergan führte. Durch das angestrengte, laute Knattern des Motors glaubte man noch einmal mephistophelischen Hohn zu hören:

„Und sind wir leicht, so geht es schnell hinauf,
Ich gratuliere dir zum neuen Lebenslauf."

Der Windmüller empfing die beiden Herren auf der Schwelle seines Hauses:

„Herr Doktor, meine Frau weiß noch nicht, daß es Zwillinge sind. Sie hat vor vier Jahren schon einmal Zwillinge geboren, damals war es schlecht mit ihr, und dann starben auch die beiden Kinder bald nach der Geburt. Wir haben das beide noch nicht ganz verwunden. Es wäre furchtbar, wenn es wieder so käme. Tun Sie Ihr Möglichstes und sehen Sie zu, Frau und Kinder am Leben zu erhalten."

Die Untersuchung bestätigte die Diagnose der Hebamme, doch lag kein Grund zum Eingriff vor. Die beiden Ehegatten wurden beruhigt, es wäre alles in Ordnung, aber man müsse abwarten. Nach Hause fahren lohnte nicht, es konnte immerhin schnell ein Eingriff notwendig werden, der in der Nacht und bei der Abgelegenheit des Gehöftes den Geburtshelfer nicht schnell genug zur Stelle geschafft hätte. Also ließen sich beide Freunde in dem sauberen, mit einem gewissen guten und persönlichen Geschmack eingerichteten Nebenzimmer nieder. Man setzte ihnen Kaffee, Zigaretten und Streuselkuchen vor, in dessen Genuß aber Emil durch das herübertönende, in regelmäßigen Abständen sich wiederholende laute Stöhnen, das sich gelegentlich zum unartikulierten Schreien der Gebärenden steigerte, und durch den intensiven Lysolgeruch, der die ganze Wohnung erfüllte, stark beeinträchtigt wurde.

„Der Mann hier ist glücklicherweise sehr vernünftig", begann der Arzt. „Das ist meist sonst nicht der Fall. Gewöhnlich haben die Anwesenden die Vorstellung, daß der Arzt bei seinem Eintreffen gleich irgend etwas Wundertätiges unternimmt und die Frau im Handumdrehen von Schmerzen und Kind befreit. Sie sind dann bitter enttäuscht, wenn ihnen erklärt wird, daß es noch gar nicht soweit sei, und daß man noch gar nicht eingreifen könne. Solche Enttäuschung, gepaart mit einem bißchen Kritik am ärztlichen Mut und Können, im Gesicht der Angehörigen zu lesen, tut oft weh. . . . Wir werden uns hier wohl auf einige Stunden häuslich einrichten können."

Der Rechtsanwalt seufzte tief und schwer und dachte teils an Faust, teils an das warme Bett. Er hatte sich die Tätigkeit seines Freundes doch etwas weniger aufreibend und zermürbend gedacht, und diesem Gedanken gab er plötzlich Ausdruck:

„Wenn das tagaus, tagein so geht, wie in diesen letzten Tagen, dann hast du ja weder einen Sonntag noch überhaupt eine ruhige Stunde zu Hause. Wann ruhst du denn eigentlich aus?"

„Das kann ich dir verraten: erstens ruhe ich aus im Gespräch mit meiner Frau, die eine Lebenskameradin im wahren Sinne des Wortes ist, die sichtbaren innigen Anteil nimmt an den Geschehnissen der Praxis, die sich mit ihrem Mann herzlich freut, wenn wieder mal eine Lungenentzündung, ein Typhusfall oder eine Geburt glücklich durchgebracht ist, die sich schmählich mitärgert über die Mißhelligkeiten, die der Beruf reichlich mit sich bringt, und die dann ein tröstendes und aufmunterndes Wort findet; die an den oft winzig kleinen Alltagsfreuden und Alltagskümmernissen, von denen man vielleicht mit einem anderen ihrer Kindlichkeit wegen gar nicht zu sprechen wagt, so bedeutenden Anteil nimmt, als ob es sich um Ereignisse von großer, ausschlaggebender Bedeutung handelte. Zweitens ruht man aus in einer Be-

schäftigung, die in gar keiner Beziehung zum Beruf steht, und bei der Körper und Geist intensiv abgelenkt werden, vorausgesetzt allerdings, daß auch da die Frau zur Mitenthusiastin wird. Der eine macht in Musik, der andere in Malerei, der dritte in Briefmarkensammeln, der vierte im Lesen guter Bücher. Ich schwärme zum Beispiel für Altertümer, sei es Zinn, Kupfer oder Porzellan, für Exlibris, für gute Bücher und für Holzbildhauerei."

Nachdem er sich vom Stande der Geburt überzeugt hatte, fuhr er fort:

„Vor allem das Schnitzen wird mir zeitweise zur Leidenschaft, das weißt du ja schon von unserer Studentenzeit her. Ich habe mich mitunter noch spät abends, wenn ich todmüde von der Praxis kam, so daß ich bei Tisch schon beinahe einzuschlafen drohte, noch zwei Stunden an die Werkbank gestellt und mit dem Meißel Formen in Holz erstehen lassen, die mir das glückliche Gefühl eines Schöpfers vermittelten, der aus der rohen Form etwas schafft, was dem Auge wohltut. Da ist alle körperliche und geistige Müdigkeit wie weggeblasen. Auf diese Weise sind die Möbel meines Barockherrenzimmers entstanden, die du ja kennst. Und noch ein drittes gibt es, was mich ausruhen läßt, das ist die Sommerreise in irgendeine Gegend, die der liebe Gott mit Schönheit ganz besonders bedacht hat. Daß da Patienten sagen: »Na ja, da sieht man wieder, was so ein Doktor verdient, das ist unser Geld, mit dem er jetzt in die Alpen fährt«, das darf einen im Genuß nicht stören. Sie wissen nicht, daß ich so manches Jahr die Ersparnisse des Vorjahres zur Reise restlos aufgebraucht und nach meiner Rückkehr mit plus minus Null im Konto wieder angefangen habe."

Das Gespräch wurde unterbrochen, weil sich jetzt die Geburt des ersten Kindes allmählich dem Ende näherte. Fünfundzwanzig Minuten später wurde ein kleiner, kräftig schreiender Knabe geboren. Um dem zweiten Kinde den Weg in dieses irdische

Jammertal zu weisen, mußte ein Eingriff gemacht werden, nachdem sich eine trotzige Wehenschwäche einstellte, die mit Spritzen behoben werden mußte, die aber die Geduld der Wartenden von neuem auf eine harte Probe stellte.

Die Freunde nahmen wieder am Tisch im Nebenzimmer Platz. Emil hatte vorübergehend einen kurzen, aber heftigen Kampf mit seinem Nachmittagsfloh zu bestehen, wobei Spulwurm es nicht unterlassen konnte, als Ersatz für die versäumte Faustvorstellung abermals Mephisto zu zitieren:

„Es war einmal ein König,
Der hatte einen großen Floh,

— — — — — —

Horcht, einen Floh, habt ihr das wohl gefaßt?
Ein Floh ist mir ein sauberer Gast.

— — — — — —

Es war einmal ein König,
Der hatte einen großen Floh,
Den liebt er gar nicht wenig

— — — — — —

Und Herren und Frauen am Hofe,
Die waren sehr geplagt,
Die Königin und die Zofe
Gestochen und genagt,
Und durften sie nicht knicken
Und weg sie jucken nicht,
Wir knicken und ersticken
Doch gleich, wenn einer sticht."

Eine Unmutsfalte war wieder auf der juristischen Stirn erschienen. Lange schwieg er. Dann plötzlich sagte er, scheinbar in

der Absicht, seine Meinung vom Biedermeierleben in der Kleinstadt von neuem unwiederbringlich darzutun:

„Aber das Autofahren muß dir deinen Beruf doch sehr erleichtern und dir überhaupt zum Vergnügen machen."

„Man findet ein Ding nur so lange schön und erstrebenswert, wie man es nicht besitzt, oder man kann auch sagen: die Sehnsucht ist häufig schöner als der Besitz. Was du da vom Erleichtern gesagt hast, ist vollkommen richtig, das mit dem Vergnügen trifft aber höchstens nur zu zehn Prozent zu. Ganz ursprünglich ging ich zu Fuß. Das wurde oft zu einer körperlichen Anstrengung, wie wir sie vom Kriege her kennen. Als der Wirkungskreis sich vergrößerte, schenkte mir meine Mutter ein Fahrrad. Das wurde gelegentlich zur ungeheuren Qual. Ich denke da noch an ein Kind mit einer Lungenentzündung, das ich täglich im Herbst auf der entlegenen Abdeckerei besuchen mußte. Es regnete in den Tagen ununterbrochen, und der Gang querfeldein war immer noch dem auf dem aufgeweichten Feldwege vorzuziehen. An der chaussierten Straße mochte ich mein Rad nicht stehen lassen in der Zeit nach dem Kriege, wo die Begriffe Mein und Dein nicht so scharf abgegrenzt waren. Also steckte ich den Kopf durch den Rahmen und trug mein Vehikel durch die Klumpen und Klüten des aufgeweichten Feldes sechshundert Meter hin zur Lungenentzündung und sechshundert Meter wieder zurück. Daß ich in diesen Tagen nicht bloß Schweiß, sondern auch Gewicht verloren habe, wird dir begreiflich sein. Außerdem war der Erfolg in jeder Beziehung negativ, das Kind starb, und der Vater hat die Rechnung nie bezahlt.

Später schwang ich mich zu einem Motorrad auf, aber die Sehnsucht war auch in diesem Falle schöner als der Besitz. Das Ding brannte mir an einem heißen Sommertag durch Vergaserbrand zu einem alten Eisenklumpen ab. Mir selbst geschah ja glücklicherweise nichts dabei, aber meine Kriegsanleihe, die ich

für den Erwerb geopfert hatte, war futsch. Dann habe ich noch zwei andere Motorräder gefahren. So ein Ding ist schön, aber nur dann, wenn die Straßen trocken sind und es funktioniert, und das ist beides leider nicht immer der Fall, und ich war froh, als ich in die Lage versetzt wurde, mir endlich ein Auto anzuschaffen. Aber auch da kannst du dir ja in meinem Beruf nicht immer die Straßen und das Wetter aussuchen. Wer so Fahrten mit dem Auto bei Schneegestöber mitgemacht hat, daß es einem kaum möglich ist, vor Schmerzen und Brennen im Gesicht die Augen aufzumachen, und doch weiterfahren muß, weil der Patient wartet, oder bei Nebel, bei dem die Orientierung weit aus dem Wagen herausgehängt nur an den seitlich stehenden Chausseebäumen möglich ist, bei dem plötzlich, wie ein Gespenst aus einer anderen Welt, ein Pferdekopf über die Haube schaut, oder ein Radfahrer oder die grellen Glotzaugen eines anderen Autos in unmittelbarer Nähe auftauchen, wer solche Fahrten von Berufs wegen tun muß, dem ist das Autofahren nur noch ein teilweises Vergnügen."

Die Geburt war so weit vorgeschritten, daß der Arzt abermals eingreifen konnte und nach einiger Zeit einen zweiten lebenden Knaben zur Welt brachte.

Zur Vorsicht wurde auch noch die Nachgeburtsperiode abgewartet, dann ging es nach Hause, beide bleich und übernächtigt, als wenn sie eine tolle Großstadtnacht hinter sich hätten. Als sie zu Bett gingen, war es drei Uhr durch.

So ward aus Morgen und Abend der vierte Tag.

*

Die übliche Sprechstunde war im Gang. Eine Frau erkundigte sich nach dem Befinden ihrer Tochter, die zur Zeit im Krankenhause lag.

„Was fehlt meiner Tochter denn eigentlich, die sieht doch so gesund aus?“

„Hat sie Ihnen denn das nicht gesagt?“

„Ja, sie sagt, sie wäre »siphilistisch« krank.“

„Wenn Sie das schon wissen, dann kann ich Ihnen ja gleich nochmal dasselbe sagen, was ich Ihrer Tochter erklärt habe. Die Syphilis ist eine sehr böse Erkrankung und in gewissen Stadien sehr ansteckend und auch sehr heimtückisch, weil die Patienten dabei äußerlich oft ganz wohl und munter aussehen.“

Die Frau machte ein ganz gleichgültiges, harmloses und unglaubwürdiges Gesicht.

„Und deswegen muß sie auch sehr energisch behandelt werden. Die Patienten müssen mehrere Kuren durchmachen und am besten zwei Jahre in Beobachtung bleiben. Wenn man das nicht macht, dann können sich noch nach langer Zeit Ausschläge und Geschwüre bilden, die jeder anderen Behandlung trotzen, . . . und schlimme Augen und Haarausfall.“

Das Gesicht der Mutter schien ganz unbeteiligt.

„Und tote Kinder kann sie zur Welt bringen, und Knochenfraß kann sie kriegen, und selbst nach zehn Jahren können sich noch Folgen zeigen, da können die Beine gelähmt werden.“

Die Worte des Arztes wurden immer eindringlicher . . . „da kann sogar später noch Gehirnerweichung eintreten."

Die Frau blickte sinnend zu Boden, und dann sagte sie ganz freundlich:

„Aber was Schlimmes ist es denn wohl weiter nicht?"

Da war selbst der Arzt sprachlos und bat den nächsten Patienten herein.

Das Telephon verlangte den sofortigen Besuch zu einem diphtheriekranken Kinde nach dem fünf Kilometer entfernten Wettlitz. Dr. Spulwurm versprach, sofort nach der Sprechstunde zu kommen.

Inzwischen folgte Patient auf Patient. Ein landwirtschaftliches Gutachten war zu machen bei einem Mann, der vor einem halben Jahre einen Knöchelbruch erlitten hatte. Er wies stumm seine Karte vor, auf der nach dem vorgedruckten Schema aufgefordert war, sich mit reingewaschenem Körper und sauberer Kleidung zur Nachuntersuchung einzufinden.

„Na, denn ziehen Sie sich mal aus."

Er entblößte den verletzten Fuß, der deutlich erkennbar ein frisches Bad hinter sich hatte. Um die vergleichenden Maße zu nehmen, wurde er aufgefordert, auch das andere Bein freizumachen.

Herrgott, was kam da zum Vorschein!! Die Verschiedenheit der Hautfarbe erinnerte an die mittelalterliche Landsknechtsmode, bei der Arme und Beine in auffälligen Kontrastfarben gekleidet wurden. Die Gedankengänge solcher Menschen, die, wenn sie sich schon auf besondere Veranlassung hin — den Luxus eines Fußbades leisten, nur einen Fuß ins Wasser stecken, werden ewig unklar bleiben.

„Rrrrrrrrrrrrrrr"

Das Telephon forderte nunmehr dringend den sofortigen

Besuch zu dem diphtheriekranken Kinde, das bereits ganz steif wäre und Herzgespann hätte.

„Ja, dann müssen wir die Sprechstunde abbrechen und schnell mal nach Wettlitz."

Zehn Minuten später waren sie dort. Der zwölfjährige Knabe lag fiebernd im Bett, richtete sich aber zutraulich lächelnd auf und zeigte den Befund einer leichten Mandelentzündung. Grob werden erschien überflüssig, also verordnete der Arzt in ruhiger Weise Halsumschläge, schrieb ein Rezept zum Gurgeln und erklärte der Mutter, daß sie keine Angst zu haben brauchte, es sei gar keine Diphtherie, sondern nur eine leichte Mandelentzündung.

Zurückgekommen, wurden die noch wartenden Patienten abgefertigt. Der Rechtsanwalt war müde zum Umsinken, er sah mit seinen tiefliegenden Augen und der grauen Gesichtsfarbe richtig krank aus.

„Immer nur Mut, Emil, das kommt öfter vor, daß der Arzt kränker ist als seine Patienten, ich erinnere dich an das Wort unseres alten Turnlehrers: »Immer hoch das Bein und keine Müdigkeit vorschützen!«."

Also ging es weiter. Frühstück runterschlingen, im Stehen Post durchsehen, Krankenhausvisite, Stadtbesuche, Auto raus, treppauf, treppab, Auto rein, Klagen und Stöhnen, Fragen und Antworten, halbstündige Mittagspause, Auto rein, Auto raus, Kinderschreien, Arbeiterkaserne, Mittelstand, Palast, Freundlichkeit, Unverschämtheit, Dankbarkeit, Dummheit, Intelligenz usw. usw.

Sieben Uhr Abendessen. Emil war appetitlos und brachte nur mit sichtbarer Anstrengung noch ein paar konventionelle Worte der Hausfrau gegenüber heraus, um nicht unhöflich zu erscheinen. Nach dem Abendessen schlief er mit der Wolfzigarre in der Hand, mit gelösten Gliedern im Klubsessel hörbar ein.

Die Frau des Hauses hatte Mitleid:

„Geht doch beide schlafen, allein tut er es womöglich aus Schneid nicht, ihr seid doch auch um eure Nachtruhe gekommen."

Geweckt, war der Rechtsanwalt mit allem einverstanden. Die beiden Freunde gingen zu Bett. Traumlos und bleiern begann der Schlaf.

„Rrrrrrrrrrrrrrrr" — das Telephon.

Es war elf Uhr. Der Arzt wurde abermals nach Wettlitz verlangt, das Kind wäre schon am Ersticken. Also wieder angezogen. Emil bot, mit schiefem Kopf und unsäglich traurigem Gesicht im Bette sitzend, den Anblick eines Hundes, der, soeben furchtbar verprügelt, stumm und tränenlosen Auges seinen Herrn bittet: Laß mich leben, ich will auch immer artig sein.

„Na, Emil, dann bleib nur zu Hause, im Fall noch irgend etwas anderes kommt, ich fahre inzwischen nach Wettlitz."

Zehn Minuten später im Patientenhause. Der kranke Knabe kommt mit demselben freundlichen Gesicht wie am Vormittag auf die Aufforderung des Arztes hin aus dem Bett heraus und öffnet bereitwilligst seinen Mund unter der Lampe. Dem Arzt fällt auf, daß er keinen Umschlag hat. Der Befund ist erheblich gebessert. Schwellungen der Mandeln sind nicht mehr vorhanden, der Knabe fühlt sich vollkommen fieberfrei an.

„Tut dir denn der Hals noch weh?"

„Nein, es kratzt nur so mächtig."

Draußen im Hausflur fragte der Arzt die Mutter mit strenger Miene:

„Warum haben Sie denn keinen Halsumschlag gemacht?"

„Ach Jotte doch, Herr Doktor, ich hab ihn ja man eben erst abgenommen. Wir haben ja so 'ne Angst gehabt, wir haben den Jungen auch immer hübsch den ganzen Tag mit Petroleum gurgeln lassen."

Der Arzt, der sonst in dem Rufe stand, selbst durch die schwierigsten Krankheitssituationen nicht aus seiner Ruhe gebracht zu werden, konnte sich diesmal doch nicht enthalten, seinem Herzen so gründlich und so artikuliert Luft zu machen, daß die Nachbarn erschrocken aus den Türen guckten. Er wetterte noch laut vor sich hin, als er durch die Nacht schon wieder nach Hause fuhr.

Wer aber beschreibt seinen Schreck beim Betreten des Schlafzimmers? Das Nachbarbett war leer. Sollte Emil allein auf Praxis gegangen sein? Unmöglich! Es war inzwischen ja nur eine halbe Stunde vergangen.

Und dann — halt, was ist das?

Seine kleine Handtasche fehlt, und da auf dem Waschtisch liegt ein Zettel mit flüchtigen Bleistiftzügen:

„Lieber Kleiner, sei nicht bös, ich kann nicht mehr, ich brauche meine Kräfte noch für die Großstadt, Brief folgt."

Einige Tage später kam eine Karte aus Friedrichroda in Thüringen, mit etwas zittriger Hand geschrieben:

„Fühle mich sehr krank, bitte Koffer nachschicken. Ausführlicher Brief folgt."

Und abermals aus einem Nervensanatorium in Klapsberg im Schwarzwald:

„Lieber Kleiner, nach manchen Irrfahrten bin ich, glaube ich, endlich an einem Ort angelangt, an dem ich die Hoffnung habe, wieder gesund zu werden. In Friedrichroda war ich in zwei Hotels, die ich aber beide nach je vierundzwanzig Stunden verlassen mußte. In dem ersten klang das Telephon genau so wie Deine Nachtglocke, und in dem zweiten die Nachtglocke genau wie Dein Telephon. Ich fuhr also nach Triberg im Schwarzwald, wo ich mich früher schon einmal sehr gut erholt habe. Indessen verschlimmerte sich mein Zustand zusehends. Im Nebenhause war

ein Autofuhrgeschäft, meine redselige Wirtin erzählte mir dauernd etwas von ihrem Unterschenkelgeschwür, an dem sie seit zehn Jahren litte, und ihr Mann, der mit mir immer spazieren gehen wollte, hatte eine quer über das Gesicht verlaufende, sehr entstellende Narbe, die er mal bei einem nächtlichen Autounfall davongetragen hatte. Da meine Wirtsleute merkten, daß ich bei jedem Geräusch zusammenzuckte und des Nachts mehrmals an die Haustür ging, um nachzusehen, ob jemand geklingelt hätte, rieten sie mir dringend, mich in die Behandlung eines berühmten Nervenspezialisten in Klapsberg zu begeben. Das habe ich getan. Er hat bei der ersten Untersuchung eine schwere Nervenzerrüttung festgestellt und mir dringend, wenn mir meine geistige Gesundheit lieb wäre, einen Kuraufenthalt von fünf bis sechs Wochen geraten. Er hat vergeblich nach den Ursachen meines Leidens geforscht. Ich habe mich nicht entschließen können, ihm über die letzten acht Tage vor meiner Erkrankung Aufschluß zu geben, da ich befürchte, daß bei meiner eigenen Erzählung darüber durch lebhafte Vorstellung des Erlebten eine unheilbare Verschlimmerung eintreten könne. Ich werde jetzt täglich mehrere Stunden mit elektrischer Kopfmassage, durch kalte Duschen und Fichtennadel-Kohlensäure-Stahlbäder mit Sauerstoffzusatz in einer säurefesten Badewanne behandelt. Außerdem ist mir jede geistige Beschäftigung, Rauchen, Alkohol und Umgang mit dem weiblichen Geschlecht verboten. Dafür muß ich an einem gymnastischen Männertanzkursus (Schule Nervenzuck) teilnehmen. Hypnose ist in Aussicht genommen . . ."

Abermals acht Tage später lief ein weiterer Brief ein, der unter dem Eindruck noch tieferer Depression geschrieben war, ja, offenbar sogar als Ausfluß eigenartiger Wahnideen.

„Die verdammte Hypnose. Dein Nervenkollege hat im hypnotischen Schlaf mir die Würmer aus der Nase gezogen und auf Grund dessen eine völlig neue Therapie eingeschlagen. Ich

werde jetzt mit Similia similibus behandelt. Ich muß täglich vormittags und nachmittags je eine Stunde Auto fahren, wobei abwechselnd ein Reifen platzt und sich die Nüse verstopft. Ich bin in ein Zimmer mit Telephonanschluß gekommen, der in unregelmäßigen Abständen anweckt. In meinem Zimmer ist eine Nachtglocke angebracht, die von der Nachtschwester zu unbestimmten Zeiten in Tätigkeit gesetzt wird. Jeden zweiten Tag werde ich auf die chirurgische Station des Krankenhauses geführt, wo ich als Zuschauer den Operationen beiwohnen muß."

Dr. Spulwurm und seine Frau gerieten in große Besorgnis um den Freund, zumal Tage und Tage vergingen, ohne daß neue Nachricht eintraf. Endlich nach zweieinhalb Wochen brachte ein Brief neue Kunde. Diesmal aus Baltrum, der einsamen Nordseeinsel.

„Lieber Kleiner, was habe ich durchmachen müssen!! Aus Klapsberg bin ich bei Nacht und Nebel durch Bestechung des Hausdieners geflohen. Die steckbriefliche Verfolgung hatte mich bereits nach sechs Tagen in Baltrum entdeckt. Ich sollte in eine geschlossene Anstalt kommen. Jedoch der gütige und menschenfreundliche hiesige Kreisarzt, dem ich zur Begutachtung polizeilich vorgeführt wurde, hat mir bescheinigt, daß ich nicht gemeingefährlich und eine Unterbringung in einer geschlossenen Anstalt durch Zwangsmaßnahmen nicht gerechtfertigt sei. Es gefällt mir hier sehr gut. Es gibt hier keine Autos, keine Nachtglocke und keine sichtbar kranken Menschen. Die Abgeschlossenheit von der großen Welt, der Frieden der Natur, das gleichmäßige Rauschen des Meeres wird mir meinen inneren Frieden wiedergeben. Uebrigens wohnt im Nachbarhause ein reizendes und sehr hübsches junges Mädchen mit einer schönen, tiefempfindenden Seele. Sie soll auch sehr reich sein."

Abermals vier Wochen später brachte die Post eine Drucksache in Büttenpapier aus Lübeck:

Meine Verlobung mit Fräulein Anni Nachtbimmel, Tochter des praktischen Arztes Dr. Paul Nachtbimmel, beehre ich mich ergebenst anzuzeigen.

Dr. jur. et rer. pol. Emil Dreher.

Baltrum, Lübeck, Berlin.

*

O Emil, Emil, Emil!!!!!

Der Geist der Medizin ist leicht zu fassen,
Man durchstudiert die groß' und kleine Welt,
Um es am Ende gehn zu lassen,
Wie's Gott gefällt.
Vergebens, daß ihr ringsum wissenschaftlich schweift,
Ein jeder lernt nur, was er lernen kann.
Doch wer den Augenblick ergreift,
Das ist der rechte Mann.
— — — — — —
Grau, treuer Freund, ist alle Theorie
Und grün des Lebens goldner Baum.
— — — — — —
Erritis sicut deus, scientes bonum et malum
— — — — — —
Ein bißchen Feuerluft, die ich bereiten werde,
Hebt uns behend von dieser Erde.
Und sind wir leicht, so geht es schnell hinauf,
Ich gratuliere dir zum neuen Lebenslauf.

*

Verlag der Aerztlichen Rundschau Otto Gmelin München 2 NO 3

Dr. Fr. Scholz:

Von Aerzten und Patienten.

Lustige und unlustige Plaudereien.

In 5. Auflage herausgegeben von Dr. E. Liek, Danzig.

1927. Preis M. 5.40, gebunden M. 7.—.

Die 5. Auflage des Buches ist von Dr. Liek (Danzig) herausgegeben, da der Verfasser selbst im Jahre 1907 gestorben ist. Man muß dem Herausgeber Dank zollen dafür, daß er das prächtige Buch nicht der Vergessenheit anheimfallen lassen wollte. Denn ein solches Buch muß der Aerztewelt erhalten bleiben, das sie herausreißt aus den täglichen Sorgen der Praxis, das mit seinem goldenen Humor, ohne auch nur die geringste Beimischung von Gehässigkeit, ärztliche Moral, ärztliche Pflichten und Befugnisse, das Verhältnis vom Publikum zum Arzte u. a. m. beleuchtet, und das von keinem Arzte ohne Nutzen für seine eigene Praxis gelesen werden wird.

Ein Arzt von idealer Weltanschauung und tiefer Lebenserfahrung, der den ärztlichen Beruf in allen seinen Phasen zur Genüge kennengelernt und trotz aller seiner Widerwärtigkeiten die vornehme Auffassung über denselben nicht verloren hat, erzählt in lustigen und unlustigen Plaudereien vom Verhältnis zwischen Aerzten und Patienten. Mit köstlichem Humor und stellenweise scharfem Sarkasmus schildert der Verfasser die mannigfaltig sich entwickelnden Verhältnisse zwischen Arzt und Patienten. Doch leuchten überall aus der Schilderung goldene Regeln eines von Weltweisheit durchdrungenen Mannes hervor, der mit seiner scharfen Beobachtungsgabe die Menschen zu beurteilen weiß. Arzt und Patienten werden mit einer seltenen Naturwahrheit im Bilde dargestellt und auch der Fortschritt der Wissenschaft nach Gebühr gewürdigt und eingeschätzt. Wir sind überzeugt, daß jedermann, ob Arzt oder Laie, bei der Lektüre des Buches geistige Anregung und Erholung finden wird.

„Allgem. Wiener med. Ztg."

Von dem bekannten Buche des trefflichen Arztes und temperamentvollen Erzählers ist nun die fünfte Auflage erschienen, ein Beweis für den Anklang, den es überall findet. Im gemütlichen, anregenden Plaudertone werden hier köstliche Begebenheiten aus dem Leben des beschäftigten Praktikers und seines Verkehres mit Patienten und Kollegen erzählt; dem angehenden Arzt vermag es manche goldene Lebenswahrheit mit auf den Weg zu geben. Das Buch ist, wie die Vorrede sagt, Aerzten gewidmet, geschrieben aber ist es für jedermann; denn, auch der außerhalb des Aeskulaptempels Stehende liebt es, gelegentlich einmal einen Blick hinter den Vorhang zu werfen.

Dr. J. H. im „Grazer Tagblatt."

Verlag der Aerztlichen Rundschau Otto Gmelin München 2 NO 3

Die Doktorschule.

Von Dr. Max Nassauer, München.

5. Auflage der „Hohen Schule für Aerzte und Kranke" und „Der Arzt der großen und der kleinen Welt". Preis M. 4.50, in Leinen geb. M. 6.—.

Inhalt: Die Autopsie (Vorrede) — Die Doktorschule — Die Praxis — Der Fronarbeiter — Der Arzt der feinen Welt — Der soziale Arzt — Der Arzt in der eigenen Familie — Der optimistische und der pessimistische Arzt — Der Herr Kollege — Die ärztliche Hochschule und ärztliche Hohe Schule — Es tut nicht weh — Die Narkose — Der Arzt als Sklave — Der Arzt als Dirne — Die Zimperliche — Die kalte Dusche — Die verschleierte Dame — Die da Mütter werden sollen! — Die falsche Behandlung oder der gelobte Arzt — Das Gedächtnis der Patienten — Der Künstler und der Arzt — Der reiche Kaufmann und sein Arzt — Der Handwerker und der Arzt — Das belegte Bett — Kurierfreiheit — Das Testament.

Das Büchlein Nassauers, das schon so manchen Doktorsmann erfreut hat, bald ihn schmunzeln ließ, bald ihn zu betroffenem Nachdenken über sich selbst, seine Kollegen und allerhand Fragen des Standes anregte, ist in fünfter Auflage erschienen. Ein Beweis, daß sein Inhalt lebendig ist und bleibt! Wir blättern wieder in den Seiten wie in einem Skizzenbuch, das Augenblicksbilder aus dem ärztlichen Leben, mit den scharfen Augen des kundigen Arztes und Seelenkenners gesehen, in knappen, aber treffsicheren Strichen bringt: Wie im Film gleitet das vorüber, die kleinen und großen Kümmernisse des Arztes im Salon, im Proletarierheim und in der Kassensprechstunde, die kleinen und großen Schwächen unserer Patienten und — Kollegen, die Versuchungen, die in lockender Vielgestaltigkeit an den Arzt herantreten, kurzum: Eindrücke aus allen Höhen und Tiefen des Berufes. Nassauer ist Künstler, dem es gelingt, dem Typischen fesselnde Einzelzüge zu verleihen, und so wird manche der kleinen Skizzen zur packenden Novelle. Wer das Büchlein in die Hand nimmt, wird kaum eine Seite überschlagen und am Schluß dem Verfasser bestätigen, daß er in dieser „Autopsie des Arztes" wirklich „aus Ernst und Schalkheit in kleinen Bildern eine Art ärztliche Schule und auch ein wenig ärztliche Ethik hat entstehen lassen. Möchten sich recht viele Kollegen daran erbauen!"

„Aerztliches Vereinsblatt".

Nassauer vereinigt in diesem Bändchen Skizzen aus dem Leben des praktischen Arztes, wie es sich in Wirklichkeit abspielt. Man erkennt daraus, daß während der Studienzeit den angehenden Aerzten das Wichtigste nicht beigebracht wird: die Psychologie des Kranken. Und doch ist dieses Wissen nicht bloß eine ganze Bibliothek und tausend Demonstrationen wert, sondern die unsichtbare Basis des ganzen Arzttums. Vielleicht dienen die meisterhaft hingeworfenen Szenen den Hochschullehrern als Antrieb, ihre Schüler nicht bloß mit soundso vielen . . . skopien in die verschiedenen Körperöffnungen, sondern auch mit menschlichem Verstehen in die Seele der kranken Menschen hineinschauen zu lassen.

„Medizinische Klinik".

Verlag der Aerztlichen Rundschau Otto Gmelin München 2 NO 3

Arzt und Patient.

Von Dr. Karl Krayl, Stuttgart.

270 Seiten. Preis broschiert M. 9.—, gebunden M. 11.—.

Wer sich für eine streng philosophisch-begriffliche Behandlung des Verhältnisses zwischen Arzt und Patient, welches zunächst so einfach zu sein scheint, in Wirklichkeit aber die Kennzeichen eigenartiger Wandelbarkeit an sich trägt, interessiert, wird dieses geistvolle Buch mit großer Anteilnahme und reichem Gewinn lesen. Es ist dem Frankfurter Philosophen Hans Cornelius gewidmet, dessen äußerst anregende „Einführung in die Philosophie" wie ein Schutzgeist schattenhaft hinter dem Werk seines Schülers zu stehen scheint. Pflichten und bisherige Leistung der Medizin werden kritisiert und begrifflich geordnet. Ueber das ätiologische Wissen ist die Medizin bis jetzt nicht hinausgekommen. Allein beim Denken von der menschlichen Gesamterfahrung und ihren Zusammenhängen ausgehend, kann man systematisches Wissen schaffen. Der Einheitsstandpunkt, von dem aus Krankheit, Ursache, Mittel usw. begrifflich zu ordnen sind, liegt im Personalzusammenhang, welcher Arzt und Patient zu einer geistigen Arbeitsgemeinschaft verbindet. Der Arzt muß zum Personaldiagnostiker werden und damit wieder die Höhe der hippokratischen Anschauung erreichen, welche das Ideal des Arztes im Arzt-philosophen sieht. — Das Buch ist reich an markanten Analysen und gibt wertvolle Fingerzeige für die Hebung des ärztlichen Könnens und für eine Durchgeistigung des ärztlichen Denkens, welche als Abwehr oberflächlicher Mechanisierung der ärztlichen Auswirkung dankbar zu begrüßen sind. Prof. F. Köhler (Köln) in der „Tuberkulose".

◆

Verlag der Aerztlichen Rundschau Otto Gmelin, München 2 NO 3

Vom Beruf des Arztes.

Von Dr. Carl Haeberlin, Arzt in Bad Nauheim.

Zweite, neu durchgesehene Auflage.

Preis in schöner Ausstattung M. 4.50, gebunden M. 6.—.

In schöner Form hat der Verlag die zweite Auflage dieses für den Arzt sowohl wie für die Allgemeinheit bedeutsamen Buches auf den Markt gebracht. Ich habe beim Durchlesen wieder erneut bestätigt gefunden, was ich schon öfters zum Ausdruck gebracht habe, nämlich, daß ich kein besseres Buch kenne, welches in knapper Darstellung den Beruf des Arztes in seinen mannigfachen Beziehungen und Auswirkungen schildert. Wenn der Zweck des Buches nach den eigenen Worten des Verfassers der sein soll, innere Möglichkeiten, zu deren Entfaltung ärztliches Sein in der Fülle des Lebens gelangen kann, darzustellen, so ist diese Aufgabe meisterhaft gelöst. Auch die Pflichten und Aufgaben, die der Arzt als Erzieher zur Gesundheit, als Vorbeuger von Krankheiten zu erfüllen hat, sowie sein reiches Arbeitsgebiet im Staate finden in eindringlichen Worten Beachtung. Zum Verständnis dieser vielfachen Beziehungen, das letzten Endes nicht so sehr im Interesse des Arztes selbst wie im Interesse der Mitmenschen und seiner Mitwelt gelegen ist, wird das Buch jedem, der es ernst nimmt mit der Betrachtung des Lebens, den Weg zeigen, und zwar in einer derartig anziehenden Form, daß das Lesen gleichzeitig zum Genuß wird und deswegen auch allgemein empfohlen werden kann. Dr. H.

•

Dr. med. Karl Erich Schuntermann

Chemische und mikrochemische Untersuchungsmethoden.

Leitfaden für die klinische Diagnostik.

Preis ca. M. 4.—.

Verlag der Aerztlichen Rundschau Otto Gmelin, München 2 NO 3

Vom Spazierengehen.

Von Dr. med. Gabschuß, Breslau.

Umschlagentwurf, Kopfleiste und Schlußvignette von A. Duntze, München.

Preis M. 1.—, gebunden M. 2.—.

Jeder sollte dieses herrliche Büchlein lesen in seiner fesselnden, bilderreichen Sprache, in seinem feingeistigen Humor, in der Gediegenheit seines Inhaltes, wissenschaftlich und allgemein menschlich betrachtet. Wie viele Menschen haben „die schöne Kunst des Spazierengehens" verlernt! Die Philisterhaftigkeit, die Jagd nach zweifelhaften Großstadtgenüssen, das Triebrad des Arbeitsmechanismus haben das Naturgefühl der Seele erstarren lassen. Wir müssen wieder lernen, im Betrachten der Natur Körper und Geist zu erholen, unsere rhythmischen Inhalte zu erwecken, unsere geistige Persönlichkeit zu bereichern im reinsten aller Genüsse, am Naturerleben. Das führt zurück zur Verinnerlichung des Menschen! Trefflich werden auch die Einwirkungen des Spazierengehens auf den Körper geschildert, insbesondere was die Kraft des Lichtes und der Luft und der Bewegung für das Nervensystem, die blutbildenden Organe und den gesamten Stoffwechsel bedeuten. Endlich lesen wir von der Technik des Spazierengehens. Ein prächtiges Werkchen!

„Die Bücherwelt."

Warum haben Kurpfuscher Erfolge?

Von Dr. E. Wachtel.

Mit 40 Abbildungen nach alten Kupferstichen und neueren Anzeigen.

Preis M. 3.—, gebunden M. 4.50.

Der bekannte Mitarbeiter der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung des Kurpfuschertums hat hier eine ganz ausgezeichnete, nichts weniger als langweilige Arbeit herausgegeben. Das mit ganz köstlichen Abbildungen geschmückte Büchlein ist, ohne irgendwie aufdringlich oder polemisch zu wirken, eine geradezu tödliche Waffe gegen die Kurpfuscherei.

Verlag der Aerztlichen Rundschau Otto Gmelin, München 2 NO 3

Die Formulae Magistrales Berolinensis

und verwandte Galenika in ihrer Bedeutung für die ärztliche Praxis.

Herausgeber: Dr. Engelen und Dr. Focke.
Neu bearbeitet von Dr. Rosellen.

Durchschossen M. 4.50 in Leinen gebunden.

Arzneiverordnungen, welche sich durch Billigkeit auszeichnen und daher in erster Linie für die Armen- und Kassenpraxis sich eignen, aber natürlich auch in der Privatpraxis mit Nutzen Verwendung finden können. Die vorliegende kleine Schrift stellt eine Art Kommentar der Berliner Magistralformeln dar; die Verfasser erläutern auf Grund der Zusammensetzung der einzelnen Verordnungen ihre pharmakodynamischen Eigenschaften und leiten daraus die Indikationen der einzelnen Mittel her. Uebrigens haben sich die Verfasser nicht streng auf die Magistralformeln beschränkt, sondern überall auch die bewährtesten verwandten älteren und modernen offizinellen und nicht offizinellen einfachen Medikamente mit erwähnt. Die Verwendbarkeit des Büchleins wird dadurch noch erhöht, daß es mit Schreibpapier durchschossen geliefert wird; der Benutzer ist also in der Lage, aus der Zeitschriftenliteratur oder anderen Quellen nach Wunsch und Bedarf handschriftliche Zusätze einzutragen.

◆

Freie Arztwahl und Sozialversicherung.

Von Prof. Dr. von Hayek, Innsbruck.

Preis M. 3.—, gebunden M. 4.—.

Der Verfasser behandelt diese aktuelle Tagesfrage als Teilerscheinung der sozialpolitischen Wirrnisse unserer Zeit. Er erkennt die gesetzlich gesicherte freie Arztwahl als eine Notwendigkeit für das Weiterbestehen eines leistungsfähigen freien Aerztestandes. Er sieht in den lebensunfähigen Kompromissen, die mit den ungesunden Sozialisierungstendenzen unserer Zeit geschlossen wurden, und die schrittweise die Lebensnotwendigkeiten eines freien Aerztestandes preisgaben, eine immer mehr anwachsende Zukunftsgefahr. Gute ärztliche Leistungen, die auf der individuellen Arbeit befähigter Fachleute beruhen, lassen sich nicht in bureaukratisch schematisierten Massenbetrieben organisieren und industrialisieren.

Verlag der Aerztlichen Rundschau Otto Gmelin, München 2 NO 3

Aerztliche Rundschau.

Halbmonatsschrift für die gesamten Interessen der Heilkunde.

Herausgeber: Chefarzt Dr. H. Deist u. Dr. F. Michelsson.

Fachbeiräte der „Ratschläge für die Praxis":
Chefarzt Geheimrat Dr. Fischer, Stuttgart; Geheimrat Prof. Dr. Flöel, München; Chefarzt Sanitätsrat Dr. Hammer, Stuttgart; Oberarzt Dr. Hecht, Stuttgart; Oberarzt Dr. Hellmann, Münster (Westf.); Facharzt Dr. Kuhn, Baden-Baden; Facharzt Dr. Lenz, München; Reg.-Med.-Rat Dr. Schnitzer, Stuttgart; Chefarzt Dr. Simon, Breslau; Oberarzt Dr. Volmer, Leipzig.

Die „Aerztliche Rundschau" unterrichtet kurz und übersichtlich über die wichtigsten Fortschritte der Medizin in Originalien aus der Feder angesehener Autoren und bringt Uebersichtsreferate in gedrängter Kürze über den Stand der Forschung in den einzelnen Disziplinen. Der ständige Referatenteil berücksichtigt grundsätzlich nur Arbeiten, die für den Allgemeinpraktiker von Interesse sind. In einem besonderen Abschnitt „Aus der Praxis für die Praxis" sollen die Erfahrungen der Kollegen ausgetauscht werden.

Eine Zeitschrift, die nicht nur gehalten, sondern auch gelesen werden kann!

◆

Besonders wertvoll ist für den Praktiker

Die Tuberkulose.

Zeitschrift für die Fortbildung auf dem gesamten Gebiete der Tuberkulose.

Herausgegeben von K. H. Blümel, F. Blumenfeld, H. Deist, Chr. Harms, J. E. Kayser-Petersen, E. L. Le Blanc, F. Michelsson, G. Schröder u. O. Ziegler.

Was der Arzt braucht, ist eine Zeitschrift, die ihn durch kurze, doch erschöpfende Ergebnisberichte fortlaufend über alle ihn interessierenden Fragen aus dem Gesamtgebiete der Tuberkulose auf dem laufenden hält. Diese Aufgabe stellt sich die „Tuberkulose". Durch die Erweiterung des bisherigen Herausgeber- und Mitarbeiterstabes ist die volle Gewähr dafür geboten, daß auf allen Spezialgebieten nur mit den betreffenden Fragen gründlichst vertraute Autoren zu Wort kommen, so daß der Leser stets ein verlässiges Bild erhält, das noch durch einen sorgfältig ausgewählten Referatenteil ergänzt wird.

Der Preis der „Aerztlichen Rundschau" und der „Tuberkulose" ist mit M. 3.50 vierteljährlich so niedrig gehalten, daß jedem Arzt die Möglichkeit gegeben ist, die beiden Zeitschriften dauernd zu beziehen. — Probehefte unberechnet.

HC 31FA F

t.5943
Die Idylle vom Landarzt oder De1928
Countway Library BFR1394
3 2044 046 344 933

t.5943
Die Idylle vom Landarzt oder De1928
Countway Library BFR1394
3 2044 046 344 933